P.o.germ.
2078
2v

P.o. 915m. 2078 W

Das Finanzarbe e.V.
Bücherei

Ha 745

75.-

<36603973310011

<36603973310011

Bayer. Staatsbibliothek

Franziska Xav. von Pfyffer.

1804.

Wien geboren den Sinnspruch
17ten Merz 1804 [illegible]

Liliane

Gleichniffe.

von

Carolina Pichler,

gebornen von Greiner.

J. Blaschke sc

Wien 1800,

Im Verlage bey Anton Pichler.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

81124605

Gleichniſſe.

509 h 6

Cracow Public Library

V o r r e d e.

Vor ungefähr acht Jahren fiel mir die *Chaumiere Indienne* von *Bernardin de Ste. Pierre* in die Hände. Die Geſchichte des unglücklichen *Paria*, der von den Menſchen ausgeſtoſſen, ſich an die Natur wendet, und die edle Einfalt, wodurch er im Umgange mit ihr und in der Beobachtung ihrer Erſcheinungen die reinſten und erhabenſten Sittenlehren ent-

deckt, machte einen unvergeſslichen Eindruck auf mich. Ich hatte das Landleben von Kindheit an geliebt, und die Naturſcenen immer mit Aufmerkſamkeit und Wohlgefallen beobachtet. Es entwickelte ſich alſo ſehr leicht der Gedanke in mir, dem Fingerzeige des guten *Paria* zu folgen, die Pflanzenwelt und die Naturbegebenheiten in dieſer Rückſicht zu betrachten, und die Lehren der Moral im Buche der Natur zu ſuchen. Mein Aufenthalt auf dem Lande den Sommer über begünſtigte mein Vorhaben, und ſo entſtanden aus der Bemerkung zufälliger Ähnlichkeiten die früheren Gleichniſſe, als: *die Salbey*, *die Tannen*, *der Schmetterling* u. ſ. w.

Einige Jahre ſpäter las ich *Herder's Ideen zur Geſchichte der Philoſophie der Menſchheit*. Bey Durchleſung dieſes vortrefflichen und mir äuſserſt wichtigen Buches fing ich an zu ahnden, daſs das, was ich zuerſt für zufällige Ähnlichkeit hielt, weit mehr als Zufall, daſs es eine in der Natur aller Dinge bemerkbare Übereinſtimmung der Einrichtung ſey. Geleitet durch die Ideen des verehrungswürdigen Schriftſtellers verfolgte ich dieſen Gedanken, und kam endlich dahin, zu glauben, daſs dieſelben heiligen, unabänderlichen Geſetze in der phyſiſchen wie in der moraliſchen Welt herrſchen, und die erſte ein treuer Spiegel der letzteren ſey.

Aus diesem ganz veränderten Gesichtspunkte betrachtete ich nunmehr die physische Welt; und so wie der Landschaftsmahler eine Gegend mit ganz anderen Augen sieht, und ganz andere Merkmahle an ihr entdeckt, als der bloße Liebhaber der Natur: so sah auch ich meine Bäume und Blumen jetzt in ganz anderen Beziehungen. Ich fand in ihren Eigenheiten ein treues Bild der Eigenheiten der Menschen, in ihrem Keimen, Blühen und Welken die Geschichte des menschlichen Lebens, und glaubte nun aus diesen Beobachtungen einige Lehren der Sittlichkeit und Klugheit abziehen zu können, die um so reiner und unzweifelhafter wären, da sie aus den allen geschaffnen We-

ſen gemeinſchaftlichen Naturgeſetzen entſprangen. *Die Blüthen im Früh-linge, die Pflanzen im Schatten, die eingeimpften Bäume* und einige andere ſcheinen mir dieſe Ähnlichkeit am anſchaulichſten zu enthalten.

Daſs die meiſten dieſer Lehren mein Geſchlecht betreffen, iſt eine Einſeitigkeit, die man mir verzeihen wird, wenn man bedenkt, daſs ich die Natur mit weiblichen Augen und hauptſächlich zu meiner eigenen Belehrung beobachtet habe. Sollten dieſe Gleichniſſe dazu dienen können, irgend eine aufrichtig forſchende weibliche Seele auf denſelben Weg zu leiten, und ihr durch die weitere Unterſuchung jener Naturgeſetze und der Verhältniſſe der phyſiſchen Welt

zur moraliſchen Troſt und Belehrung zu geben: ſo wird die kleine angenehme Mühe, die ich auf die Verfertigung dieſer Bilder verwandte, reichlich belohnt, und meine Abſicht, warum ich ſie dem Drucke übergab, vollkommen erreicht ſeyn.

Wien den 30. Jänner 1800.

C. P.

I.

Die Blüthen im Frühlinge.

Wie ſchön, wie jeder Kunſt unerreichbar hat der lächelnde Frühling die Gefilde geſchmückt! Mit Blüthen überſchneyet prangt der Garten. Hier hängen ſie in kleinen Sträuſsern an längeren oder kürzeren Stielen um die Äſte der Kirſchen- und Pflaumenbäume, ſo dicht, daſs man kaum hindurch auf die braunen Zweige ſehen kann; dort ſtehen ſie wie wilde Röschen geformt feſt auf den Apricoſen-Äſten. Hier prangt die Pfirſich- und Mandelblüthe in blaſſem Roſenroth; und dort erheben ſich die Apfelbäume mit dem ſchönſten Schmucke duftender Blüthen beladen,

die weiſs und röthlich geſtreift dem Auge die lieblichſte Abwechſelung darbiethen. Welche Pracht! Welche Fülle! Welche reiche Erndte von Früchten verſpricht nicht dieſer blüthenvolle Lenz! Aber ach, dieſen Bäumen ſtehen noch viele Zufälle bevor, bis ihre Früchte reif seyn werden! Wer kann die Stürme und Nachtfröſte vorausſehen, welche die Blüthen, noch ehe ſie Früchte bilden, herabſtören oder verſengen? Wer vermag das ſchädliche Gewürme abzuhalten, das ſich ins Herz der kleinen Frucht hineinbeiſset, und ſie von innen verdirbt? Wer ſchützt die reifenden Früchte vor Hagel und Gewitterſtürmen? Von allen den tauſend und tauſend Blüthen, die unſeren Hoffnungen ſchmeicheln, erwachſen vielleicht nur wenige Früchte, und dieſe vermag Niemand vor Unfällen zu ſchützen. Weiſe hat auch hier die Natur ſich gezeigt, als ſie mit ſcheinbar ver-

schwendrischer Hand diese unendliche Fülle von Blüthen ausspendete, wovon doch einige den Gefahren entrinnen, und unsern Herbst verschönern werden.

Stolze Hoffnungen, lachende Aussichten der Jugend, euch gleicht diese Blüthenfülle des Frühlings! Mit welchen raschen Entschlüssen, mit welchen kühnen Forderungen an das Glück treten wir nicht in die Welt! Alles lächelt uns, alle Wege zum Ruhm und zur Ehre stehn uns offen, alles ist für uns geschaffen, wir dürfen nur die Hand ausstrecken und das schönste Loos muss uns zu Theil werden! Unbefangen überlassen wir uns den Spielen unserer jugendlichen Einbildungskraft, denken nicht böse von Menschen, die wir nicht kennen, und fürchten nichts von denen, die wir nie beleidigt haben. Anmafsend und zuversichtlich wagen wir uns in die Bahn, auf

welche Wahl oder Umſtände uns leiten, und ſehen das ſchimmernde Ziel ſo nahe, daſs wir es ſchon zu ergreifen glauben. Ach nur zu bald erfahren wir mit Schmerz, wie ſehr uns unſere Vorſtellungen täuſchten! Verhältniſſe und Rückſichten treten uns auf allen Seiten hindernd in den Weg; plötzliche Wechſel des Glücks nöthigen uns unſere Plane aufzugeben; Falſchheit und Eigennutz verrücken oder entfernen unſer Ziel; tauſend fehlgeſchlagene Hoffnungen ermüden den Geiſt; gekränkte Liebe, beleidigter Stolz und verrathene Freundſchaft machen uns miſstrauiſch und muthlos, und wohl dem, in deſſen Herzen ſich kein giftiger Wurm böſer Geſellſchaft, oder ſchlechter Grundſätze eingeniſtet hat! So enden wir mit langſamen Schritten den raſchbegonnenen Lauf, und ſind nur zu ſelig, wenn uns am Ende wenige Blüthen der Jugend erquickende Früchte bringen. O laſst uns

die Vorsicht preisen, die in der moralischen, wie in der physischen Welt mit gleicher Weisheit und Güte handelte, und jene heftigen Triebe ins Herz der Jugend legte, die uns Kraft genug geben, nach allen überstandenen Stürmen noch Glück zu erhalten und zu geniefsen. —

II.

Der Sturmwind.

Brauſe nur immer fort, und raſe durch die Wipfel der ſchwankenden Pappeln, du ſtürmiſcher Gewitterwind! ich achte deiner Wuth nicht. Hier, von ſchützenden niedrigen Büſchen umgeben, die dein Hauch nur leicht bewegt, während die hohen Bäume ſich ſeufzend vor deiner Gewalt biegen und einen Regen von grünen Blättern herabſenden, wandle ich ruhig und unbekümmert. Die Vögel des Himmels, die in den hohen Wipfeln ſich ihre luftigen Wohnungen wählten, flattern ängſtlich umher, und beben vor dem Untergang, der ihren Neſtern droht; aber unbekümm-

mert ſchlüpft die grünliche Eidechſe hin und her, treibt ſorglos ihr Geſchäfte, und läſst den Wind toben, der ihrer ſtillen Wohnung nicht ſchaden kann.

Holdes Bild der ſeligen Mittelmäſsigkeit und Verborgenheit, die du in niedrigen Hütten bey Einfalt und Ruhe wohnſt! Wenn die Stürme der Welt, die ſchnellwechſelnden Launen des Glücks Thronen erſchüttern und Mächtige beugen oder ſtürzen, dann kümmert dich das Alles nicht, und der heftigſte Sturm verbreitet kaum ſeine letzten Wirkungen bis zu deiner verborgenen Einſamkeit. Glücklich iſt der Weiſe, der genügſam und zufrieden, in dir und der Natur, die ewig reine, ewig unverſiegbare Quelle ſeiner ſüſseſten Freuden ſucht.

III.

Der Pappelbaum.

Komm Mädchen, und betrachte mit mir dieſe hohe Pappelweide. Noch hat nicht der zehnte Frühling ſie neu belaubt, und ſchon ſteht ſie in vollem üppigen Wuchſe da, ein ſtarker, vollendeter Baum, deſſen Stamm meine Arme nicht zu umſpannen vermögen. Stolz hebt ſie ihren ſpitzigen Wipfel über die anderen Bäume des Gartens empor, und rauſcht mit ihren glatten Blättern im Morgenwinde, der die Hohe zuerſt begrüſst. Demüthig und unſcheinbar ſteht neben ihr die junge Linde, zwar eben ſo alt wie jene, aber noch bey Weitem nicht an Höhe und Dicke des Stamms,

an Fülle der Blätter ihr gleich. Niemand achtet ihrer noch, denn sie biethet weder Schutz noch Schatten dar, und ihre aufgeschossene Nachbarinn verdunkelt ihren langsamen Wuchs.

Aber wie lange wird dieser Unterschied währen? Blicke rings umher im Garten, du findest auch nicht Eine Pappelweide, die über dreyssig Jahr alt wäre, aber du siehst wohl von ferne jene majestätische Linde, die weit umher Schatten verbreitet, und jedem Winde trotzt. So hoch ihr Wipfel sich in die Luft erhebt, so tief wurzelt ihr Fuss in der Erde. Wer von uns hat sie jung gesehen, wer von uns wird ihr Ende erleben? Die Menschen des vergangenen Jahrhunderts haben sie gepflanzt, gepflegt, und ihre Enkel geniessen noch des erquickenden Schattens, indess oft derselbe Gärtner den Pappelzweig setzet, und einst den verdorreten Stamm unwillig aus

der Erde gräbt. Ich tadle ihn daher nicht, wenn er lieber Linden als Pappeln pflanzt, und den nützlichen Schatten, den jene ihm noch im Alter verſprechen, der vorübergehenden Luſt an dieſen vorzieht.

— Und du junges flatterndes Weſen, das von einer Verbindung zur andern hüpft, heute Freundſchaften ſtiftet, um ſie morgen wieder zu zerreiſſen, tadle die Zurückhaltung derjenigen nicht, die lieber langſam eine dauernde Freundſchaft errichten, als jeden neuen Mond am Arme einer neuen Geſpielinn begrüſsen will. Zwar genieſseſt du bald einen Schimmer jenes Glücks, das dem Ausharrenden nur ſpät zu Theil wird; aber es iſt auch nur Schimmer, und zehn deiner Schweſterſchaften ſind geknüpft und wieder zerriſſen, ehe eine wahre Freundſchaft geſchloſſen werden kann, die langſam wächſt, aber ewig wie

die Linde dauert. Nach und nach faſst ſie in den verbundenen Herzen Wurzel, iſt anfangs klein und unbemerkt, bis ſie endlich, durch Wohlwollen und Tugend groſs gezogen, ſich in majeſtätiſcher Schönheit erhebt. Dann erſt äuſsern ſich ihre wohlthätigen Wirkungen, ſie giebt Schatten und Kühle, wenn die blendende Sonne des Glückes jede beſſere Beſinnung zu rauben droht, und trotzt den Stürmen des Unglücks, die ſie nicht zu erſchüttern vermögen. Noch im Alter ſtärkt und erfreuet ſie die verſchwiſterten Seelen, und keine Afterweisheit kann uns den ſüſsen Glauben nehmen, daſs ſie uns noch in beſſere Welten folgt!

IV.

Das Vergiſsmeinnicht.

Freundinn, liebſt du das zarte Blümchen Vergiſsmeinnicht, und wünſcheſt du es zu pflücken: ſo folge mir aus dem gezierten Garten in die dämmernden Schatten des Haines, an den Rand der Quelle. Sie lieben nicht die offenen Gänge, wo jeder Vorübergehende ſie ſehen und pflücken kann, ſie ſcheuen die allzuheiſsen Strahlen der Sonne, und blühen nie auf dem Blumenparterre, wo verkünſtelte Treibhauspflanzen und fremdartige Gewächſe in nutzloſer Pracht ſtehen. Aber hier am Borde des nützlichen Quells, der die Wieſen befeuchtend ſegensvoll dahinflieſst,

hier wo fruchtbare Obſtbäume die beladenen Äſte in ihm ſpiegeln, während ihre Wurzeln ſein klares Naſs ſaugen, hier blühen die Vergiſsmeinnicht zu Tauſenden. Lieblich ſtehen ſie da im fetten Graſe, und nicken mit den himmelblauen Blumen und den blaſsrothen Knöspchen freundlich über die klare Fluth hin.

Sehnſt du dich nach wahrer Freundſchaft und treuer Liebe, o Mädchen! ſo verlaſs das ſchimmernde Gewühl der groſsen Welt, beſuche nicht Schauſpiele und Feſte, um gute Menſchen zu finden, durchwache nicht Nächte auf lärmenden Bällen, um ein gefühlvolles Herz zu ſuchen, und hoffe nicht im etikettevollen Prunkſaal wahre Empfindung anzutreffen. Dort, wo tiefes Gefühl für lächerlich und Eigenthümlichkeit des Charakters für unartig gehalten wird, wo man nur den liebt, den

man braucht, und den gering ſchätzt, der keinen Einfluſs hat, dort wohnet ſie nicht die ſchüchterne Freundſchaft, und die Liebe verſendet an jenen Orten nur ihre giftigen Pfeile. Aber im Schatten des ſtillen häuslichen Lebens, bey froher Arbeitſamkeit und thätiger Menſchenliebe, bey mäſsigem Vergnügen, das gutes Bewuſstſeyn würzt, da wohnt wahre Freundſchaft und treue Liebe, umgeben vom lächelnden Chor häuslicher Tugenden und erfüllter Pflichten. Dort, Mädchen, kannſt du ſie ſuchen, aber verdiene auch ſie zu finden.

V.

Das Thal.

Nein, zwiſchen dieſen drohenden Felſenmaſſen führet kein Weg hindurch! Hier müſſen wir bleiben oder umkehren, ſagte ich zu meiner Gefährtinn, als wir auf einer kleinen Reiſe uns in einem engen Thale von unüberſteiglichen Bergen umgeben befanden, wo nichts als Felſen, theils ſchroff und kahl, theils mit finſteren Wäldern bewachſen, ſich unſeren Augen zeigten, die vergebens nach einem Ausweg forſchten. Bald ward unſere Lage noch ſchlimmer; der ſchmale Steig, der uns führte, ſenkte ſich in einiger Entfernung vor uns in eine Tiefe, und ver-

ſchwand dann gänzlich. Nirgends ein Pfad durch die ſchwarzen Kiefernwälder, die ſchon ſeit der Sündfluth da geſtanden zu haben ſchienen, nirgends ein betretener Weg, eine Hütte, oder nur eine lichtere Stelle im Walde! Mir ward bange, denn die gefürchtete Tiefe kam immer näher. Aber wie angenehm erſtaunten wir, als wir bey der nächſten Krümmung des Weges ſahen, daſs wir keinen gähen Abſturz vor uns hatten, und der Grund ſich nur allmählich ſenkte. Schon zeigte ſich auf dem entgegengeſetzten Hügel ein weiſser Streifen, der ſich im Walde verlor. Es war ein Weg, wir folgten ihm, und ſieh, er wand ſich über Hügel und Tiefen, durch Felſen und Wälder zwiſchen zwey himmelanſteigenden Bergen durch, die mir in der Ferne nur einer geſchienen hatten, und brachte uns bald an einen bewohnten Ort und auf die groſse Fahrſtraſse.

O Vorſicht, die du unſer Schickſal auf eine unbegreifliche Art leiteſt, wie konnte ich hier im Kleinen ein Bild deiner Führungen bewundern! Oft läſeſt du uns durch eigene Schuld oder die Verkettung der Umſtände in Lagen gerathen, wo wir nichts als langes Elend und unaufhörliches Jammer vor uns zu ſehen glauben, mit ſtummer Angſt erwarten wir den Todesſtreich, der unſer Schickſal entſcheiden und jede Hoffnung auf Freude uns rauben ſoll. Aber ſiehe, da öffnet deine Mutterhand plötzlich eine heitere Ausſicht vor unſeren Blicken, du zeigſt uns einen Pfad aus den Klippen, die uns umgeben, knüpfſt manchen Faden unſeres ehemahligen Glückes wieder an, und führſt uns neben Gefahren und Elend der frohen Rettung entgegen.

VI.

Das Hänflingsneſt.

Du klageſt, liebe Freundinn! über die vielen Sorgen, die unbeſchreibliche Mühe, die deine Kinder dir verurſachen, wie du jetzt immer zu Hauſe angeheftet ſeyn, auf die meiſten Vergnügungen Verzicht thun muſst, und doch am Ende für alle deine Sorgen und Leiden vielleicht keinen Erſatz, keinen Lohn zu erwarten haſt; ja, du wünſcheſt oft kinderlos zu ſeyn. Komm mit mir, meine Liebe! ich will dich zu der Hecke führen, wo der Hänfling ſein Neſt hat, das wir oft mit einander beſuchten, und den leiſen Geſang des guten Vögelchens behorchten. Sieh! das Neſt iſt

leer — die Jungen ſind ausgeflogen — dort flattern ſie auf der Wieſe hin mit ungeübten Schwingen, ſchwach und ungeſchickt, die kaum befiederten Kleinen. Die Alten fliegen um ſie herum, und zeigen ihnen, wie ſie die Flügel brauchen müſſen. Morgen vielleicht begleiten ſie ſie zum letztenmahl, und kehren dann einſam in den Hain zurück. Mit welcher unermüdlichen Geduld ſaſs das Weibchen die ſchönen Frühlingstage durch über den Eyern! wie willig entſagte ſie jedem Genuſſe auf den blühenden Gefilden, und beſchränkte ſich ohne Reue, ohne Sehnſucht nach lauteren Freuden auf ihr kleines Neſt! Das gute Männchen leiſtete ihr treulich Geſellſchaft. Bald hüpfte es auf den nächſten Zweigen umher, und ſang das ſchönſte Lied, das ſeine kleine Kehle vermochte; bald flog es fort und ſuchte die ſchmackhafteſten Körnchen, und legte ſie ihr aufs Neſt hin

zur bequemen Speiſe, oder es ſaſs-hülf-reich eine Weile ſtatt ihr über der Brut, damit die zärtliche Mutter auch ein Biſs-chen herumflattern konnte. Ein rührendes Beyſpiel der Gatten- und Älternliebe! — Als die Jungen ausgekrochen waren, brach-ten die Alten ihnen wechſelweis Speiſe, oder wärmten ſie mit den ſchützenden Flü-geln. Schreyend empfiengen die Kleinen das Futter, das ihnen ihre Ältern mit froher Mühe geſucht hatten, und wer be-ſchreibt die Angſt der guten Thierchen, als neulich ein Falke nah am Gebüſche vorbey flog, worin ihr Theuerſtes verbor-gen lag; das ängſtliche Flattern, das ban-ge Geſchrey, die heldenmüthige Aufopfe-rung, mit der die Mutter ſich über das Neſt breitete, um den Stoſs des Raub-vogels aufzufangen; die unbedachtſame Kühnheit des Vaters, der ſich kreiſchend ſeinem überlegenen Feind entgegen ſetzen

wollte, und endlich die Freude, als der Falke vorüber und ihre Brut geborgen war? — Und wofür diefs alles? in welcher Hoffnung, in welchen Erwartungen auf Lohn und Erfatz? Sobald die Jungen flügge find, führen die Ältern fie aus dem Neft, lehren fie fliegen, und ihr Futter fuchen, und begnügen fich für alle Sorgen, Leiden und Aufopferungen mit dem Bewufstfeyn, den Ruf der Natur befolgt und ihre Jungen dem frohen Genuffe des Frühlings überlaffen zu haben.

— Und follte eine Mutter, der Gott nebft den Trieben, die er auch in des Vogels Bruft legte, noch Vernunft gab, follte fie weniger für ihre Kinder thun, und eigennütziger handeln, als ein vernunftlofer Vogel? Nein, meine Liebe! lafs nie das Bild des guten Hänflings aus deiner Seele fcheiden, lafs dich nie von Modethorhei-

ten und eingewurzelten Vorurtheilen hindern, dem Rufe der Natur zu folgen. Erhalte den Gedanken immer lebhaft, dafs es die ſchönſte, die einzige Beſtimmung der Weiber ſey, Gattinn und Mutter im edelſten Sinne zu werden; dafs die Kinder nicht um unſertwillen, dafs wir um der Kinder willen da ſind; dafs die Vorſicht dieſe theuern Pfänder unſeren Händen anvertraute, nicht damit ſie uns in der Kindheit ergötzen, und wenn ſie erwachſen ſind, die Werkzeuge unſerer abſichtsvollen Plane werden; ſondern damit wir ſie, wie ſchwer und mühſam auch dieſer Beruf ſey, auf dem Pfade der Tugend zur Glückſeligkeit führen. Darum entzündete Gott den mächtigſten aller Triebe, die heilige Mutterliebe in der weiblichen Bruſt; darum verlieh er uns die unüberwindliche Geduld, den ſtillen, gelaſſenen Muth, der oft dem ſtärkeren Geſchlechte

fehlt. Dieſe Liebe giebt uns mehr als menſchliche Kraft zu dulden und zu tragen, ſie lehrt uns, willig auf Freuden Verzicht thun, die mit unſeren Pflichten ſtreiten; ſie heiſst uns ewig geben und nie wieder fordern, und am Ziele unſerer Laufbahn uns in dem groſsen, erhebenden Gedanken beruhigen, daſs wir dem Rufe der Vorſicht gehorcht, und unſere Pflichten erfüllt haben. Selbſt dann, wenn ihre unerforſchlichen Schickungen die geliebten Kinder früh aus unſeren Armen reiſsen, wenn Verhältniſſe und Trennungen uns im Alter jeden Troſt, jede Unterſtützung von unſeren Kindern rauben: auch dann wird wahre Mutterliebe nie murren, nie ihre Sorgen und Schmerzen kleinlich gegen den wenigen Erſatz aufrechnen, nie ihre Mühe für fruchtlos halten; denn der Mutter Glück war ja nie der Zweck, und ihre Beſtimmung iſt voll-

kommen erfüllt, wenn ihre Kinder glücklich — wenn sie tugendhaft sind.

VII.

Der Gemüſegarten.

Verlaſs, Philinde, das zierliche Blumenparterre, und tritt ein wenig mit mir in den Küchengarten. Ich weile gern hier, ich weiſs nicht, welche angenehme Empfindung mich erfüllt, wenn ich dieſen nützlich bepflanzten Fleck Erde ſehe. Freylich reizet hier kein zierlicher Blumenflor mit wechſelndem Farbenſpiel, keine erfinderiſche Hand hat die Beeten hier in ein künſtliches Labyrinth geordnet, und kein würzhafter Duft ſteigt von den Pflanzen entfernter Welttheile empor. Aber dennoch fehlt es in meinem Auge dem einfachen Gemüſegarten nicht an eigen-

thümlichen Reizen, deren vorzüglichſte Reinlichkeit, Ordnung, Zweckmäſsigkeit ſind.

Sieh, wie ſchnurgerade die Beeten in gehöriger Breite, um ſie bequem begieſsen zu können, abgetheilt ſind; wie zierlich und für ihr Wachsthum dienlich die Pflanzen ſelbſt in gemeſſenen Reihen ſtehen! Hier hebt der junge Salat die hellgrünen Blätter, die noch vom Thaue der Gieſskanne träufeln, aus der dunkelbraunen Erde empor; dort guckt die Kohlrübe blaſsgrün oder purpurroth verrätheriſch aus dem Boden; die ſpaniſche Zwiebel ſtreckt ihr buſchiges Haupt empor, und der ſaftige Mangold, ein Sinnbild der Beſcheidenheit, verbirgt ſeinen beſten Theil in der Erde und zeigt nur die blutroth geſprenkelten Blätter. Fühlſt du nicht das beſondere Vergnügen, das aus der Bemerkung dieſer Ordnung und Zweckmäſsigkeit

entſpringt, und ein Auge, dem ſolche Schönheit gefällt, weit mehr ergötzt, als die künſtlichverſchlungenen Blumengewinde, die keinen Nutzen haben, als die Sinne zu reizen und fruchtlos zu verwelken?

Sieh hier den Vergleich eines prächtigen Pallaſtes und einer ſtillen bürgerlichen Wohnung! Dort wo der Fuſs ſcheu auf den bunten Parquett tritt, den er zu verderben fürchtet, wo zerbrechliche Spiegelwände die Gegenſtände täuſchend vervielfältigen, wo reiche Divans, künſtlich verſchnittene Tiſche, japaniſche Vaſen und köſtliche Teppiche mehr zur Schau als zum Gebrauche daſtehen, wo man kaum ein Stück zu berühren wagt, aus Furcht es zu zerbrechen: dort iſt das ſchimmernde nutzloſe Blumenparterre. Der Küchengarten iſt das Bild einer einfachen, or-

dentlichen Haushaltung. Taugliches, gut gearbeitetes Geräthe in zweckmäſsiger Ordnung, Reinlichkeit und eine leichte Symmetrie geben ihr den unwiderſtehlichen Reiz, der dem Prunkgemache ewig fehlt. Jedes Stück iſt an ſeinem Platze, jedes zu ſeinem Zweck am beſten gewählt, jedes erfüllt ſeine Beſtimmung. Freude und Frohſinn herrſcht in den heiteren Gemächern, und ein behagliches Gefühl ergreift jeden Freund, der ſie betritt. Laſs, Philinde, dieſs Bild dir oft erſcheinen, öffne dein Herz dem ſtillen Reize, der aus Ordnung und Emſigkeit entſpringt, und laſs, wenn gleich der Himmel dich mit Überfluſs beſchenkt, dein Haus lieber dem Gemüſegarten als dem Blumenparterre gleichen.

VIII.

Die Allee.

Wie sich seit einigen Jahren dieser schattige Gang verändert hat! Als die Bäumchen nur erst gepflanzt waren, schoss die jugendliche Kraft üppig von allen Seiten hervor. Zweige, Blätter und kleine Ästchen standen regellos an dem zarten Stamme, und bekleideten ihn von der Wurzel bis zum nahen Wipfel mit lebhaften Grün. Die Bäume glichen Stauden, und die Allee hatte das Ansehen einer Laube. So wie nach und nach die Bäume mehr Stärke gewannen, die Wipfel sich dichter belaubt und höher emporhuben, da entzogen sie den untersten Zweigen Sonnenlicht

und Regen. Dieſe welkten zuerſt und ihnen folgten die höheren, bis endlich der ganze Stamm von dem entſtellenden Laubwerk gereinigt, und das ſtaudenähnliche Gewächſe zu einem ſchöngeformten Baume mit glattem Stamme und einer buſchigen Krone ward, die ihre Arme in reinere Lüfte emporſtreckt. So bilden ſich die meiſten Bäume von ſelbſt, denn es iſt angeborner Trieb bey ihnen, ſich von den erſten unnützen Auswüchſen, die dem Wipfel und den Früchten die edelſten Säfte entziehen, von dieſer Fülle überſtrömender Jugendkraft zu befreyen, und nur die ſchöne nützliche Krone zu behalten.

In der Kindheit und Jugend, wenn unſere Begriffe noch verworren, unſere Empfindungen unentwickelt ſind, und eine ungezügelte Phantaſie den irrenden Verſtand beherrſcht, wenn ſpäterhin Leicht-

ſinn oder Leidenſchaft unſere Seele mit unrichtigen Vorſtellungen erfüllen, und fal-ſe Täuſchungen, geliebte Vorurtheile und Irrthümer ſelbſt die jugendliche Vernunft auf ihre Seite zu ziehen wiſſen, da gleichen wir ohne Charakter und Grundſätze den jungen Bäumen ohne gebildete Krone und ſtarken Stamm. Sollen wir aber als denkende vernünftige Weſen uns von Bäumen beſchämen laſſen, und gedankenloſen Pflanzen in der Ausbildung unſerer ſelbſt weichen? Nein, wie die jungen Sträuche jeden kommenden Frühling einige nutzloſe Zweige ablegen, und ſich nach und nach zu ſchönen Bäumen bilden, ſo ſollen auch wir mit jedem Jahre unſeres Lebens, mit jeder erworbenen Kenntniſs und Erfahrung einen Theil unſerer Irrthümer, Vorurtheile und Fehler ablegen, bis endlich unſer ausgebildeter Charakter dem Baume gleich, der uneigennützig Schatten und

Erquickung gewährt, fürs Wohl des Ganzen thätig wird, und in Erfüllung der Pflichten gegen Andere das Ziel ſeines Daſeyns erreicht.

IX.

Die Salbey.

Sieh, wie ſchön, wie gedrängt die jungen Blätter der Salbey wieder da ſtehen! Kaum blühten ſie im Frühlinge ſchöner, ehe der Gärtner ſie nahe an der Wurzel abſchnitt, daſs nur traurige Stoppeln übrig blieben. Wie ſo verändert ſchien ſie damahls! Einſt ein vollblättriger blühender Strauch, auf deſſen langen dunkelblauen Blumen ſich ein Heer von Schmetterlingen wiegte, von deſſen ſammtweichen Blättern, die ſo mannigfaltigen Nutzen ſchaffen, ſüſse Düfte emporſtiegen; jetzt nichts, als ein unſcheinbarer Buſch grauer welkender Stoppeln. Das Heer der Schmetterlinge

war entflohen, keine ſüſsen Düfte ſtiegen empor, kein Vorübergehender pflückte dankbar eines ihrer Blätter. Die arme Salbey war von Allen verlaſſen, nur nicht von der Hand ihres Schöpfers. Laue Regengüſſe erweichten um ſie her die mütterliche Erde, milde Thautropfen ſenkten ſich in die abgeſchnittenen Stengelchen, die Lebensſäfte fiengen an ſich zu regen und zu treiben, und in kurzer Zeit ſtand die Salbey in ihrer vorigen Schönheit da. Nun düftet ſie wieder und erquickt die Spazierenden, nur die flatterhaften Schmetterlinge werden ſie nicht mehr umgaukeln; ein leichtes luftiges Geſchlecht, ſind ſie ſchon längſt mit den Tagen des Frühlings, die ihre Geburt und ihren Tod begrenzten, dahin.

So traure du nicht, edle Seele, wenn Schickſale und unverdiente Unglücksfälle

dich beugen, wenn der Schimmer des Glückes, der dich umgab, verſchwindet, wenn die Welt mit ſchadenfrohem Lächeln auf dich herabſieht, und der eingeſchränktere Wirkungskreis dich von allen Seiten ſchmerzhaft drücket. Traure nicht! Gott wacht und waltet über dich, er, der der Salbey neue Blätter gab, wird auch dich wieder beglücken. Aus unbemerkten Quellen wird er dir Hülfe und Troſt zuführen, Thränen des Mitleids und der Theilnahme werden dich erquicken, du wirſt wieder blühen, wie die Salbey wieder blühete. Vielleicht werden dich keine Schmetterlinge mehr umgaukeln, aber glaube mir, es iſt Gewinn, die ſchändliche Brut der Schmeichler und Scheinfreunde kennen gelernt zu haben, die immer nur dem Schimmer des Ruhms oder dem Schalle der Freude folgen. Und dann, wo kamen die Blüthen und Blätter hin, die der Gärtner

abſchnitt? Er beraubte den ſchönen Strauch nicht umſonſt ſeiner Zierde. In heilſamen Getränken und kräftigen Pulvern nützen ſie der leidenden Menſchheit. Tröſte, ermuntre dich durch den erhabenen Gedanken, daſs dein Unglück in die unendliche Kette des Schickſals verflochten, nothwendig war, daſs es zum Beſten des Ganzen diente, wenn auch weder du noch ich den Zuſammenhang einzuſehen vermögen. – Wir glauben eine liebende, waltende Vorſicht, und dieſer Glaube macht uns jenen beruhigenden Gedanken unzweifelhaft gewiſs. –

X.

Die ausländiſchen Gewächſe.

Wahrlich! ſie ſind ſchön, dieſe fremden Pflanzen mit ihren hochgefärbten Blumen und ihren ſonderbaren Blättern. Mehr als das Geländer, das ſie von den übrigen Pflanzen des Gartens ſcheidet, ſcheidet ſie ihre Form, ihre Schönheit von ihnen. Welche Pracht! welche kühnen Miſchungen! welche glühende Farben, wie ſie nur der ſenkrechte Sonnenſtrahl zu kochen vermag! Gewiſs, ſie ſind reizend, und unendlich angenehm iſt der Anblick, den ſie dem Auge des Beobachters darbiethen. Aber die armen Fremdlinge! Nie tragen ſie Früchte, nie erreichen ſie unter unſerem

kalten Himmelsſtriche den angebornen Grad von Schönheit und Vollkommenheit. Von ihrer mütterlichen Erde geriſſen, an mildere Lüfte und wärmere Sonnen gewohnt, ſchmachten ſie hier in dem ungewohnten Klima. Getäuſcht durch ein laueres Lüftchen oder einen heiſsen Sommertag öffnen ſie ihre kleinen Knospen, die Blüthe entfaltet ſich, ſie prangt in hoher Schönheit, und verſpricht eine wohlſchmeckende Frucht. Aber ſiehe! ehe noch der Keim in der bunten Hülle ſich bildet, ehe die reife Blume abfällt, und das junge Früchtchen zeiget, brauſet ein kalter Nordwind über ſie hin, und ſchüttelt die Blüthen herab, oder die Früchte ſterben vor Kälte in ihrer erſten Jugend. Dennoch drängt ſich Blume an Blume, dennoch erſetzen ſtets neue Knöspchen die Stelle der verwelkten, und erhalten den Strauch in immerwährender Schönheit. Arme Betroge-

ne! was wollt ihr hier? Hier ift euer Vaterland nicht. Vergebens treibt ihr Blüthen, vergebens nährt ihr fie mit euern edelften Säften; der Himmelsftrich, unter den ihr verpflanzt feyd, läfst fie nie zur Reife kommen.

O Herz des Menfchen! wie oft gleicheft du in deinen Hoffnungen und Erwartungen den fremden Pflanzen, die immer blühen und nie Früchte tragen! Getäufcht vom Sonnenblicke eines nahen Glückes öffneft du dich frohen Gefühlen, träumeft von künftigen Seligkeiten, opferft oft deine beften Kräfte diefen trügerifchen Ausfichten, und glaubft in ihrer Erfüllung mehr als irdifche Zufriedenheit zu finden, bis plötzlich der kalte Hauch der Wirklichkeit die ftolzen Blüthen verweht, und deine Träume und Wünfche an ftets fich erneuernden Hinderniffen ermatten.

Und dennoch hören wir nicht auf zu hoffen! Umſonſt belehren uns tauſend miſslungene Verſuche, daſs hiernieden kein vollkommenes Glück zu finden iſt, umſonſt erinnern die Wunden unſers Herzens uns an Alles, was wir ſchon gewünſcht und doch nicht erhalten haben. — Die fernſte Ausſicht einer möglichen Verbeſſerung facht unſeren Muth aufs neue an, und ſtellt uns ein anderes Gut als eben ſo erreichbar dar. Wozu dieſe raſtloſe Thätigkeit? Wozu dieſe unerſchöpfliche Quelle von Geduld und Hoffnung auf beſſere Zeiten, die doch niemahls kommen? Sollen dieſe Triebe uns nur zur ſteten Qual gegeben ſeyn? Nein! dieſer Gedanke wäre einer Vorſicht unwürdig, die jedes Geſchöpf aus Liebe geſchaffen und zur Glückſeligkeit beſtimmt hat. Aber auch wir ſind hiernieden nicht in unſerem Vaterlande, wie die fremden Pflanzen. Von höherer Abkunft und zu

edleren Zwecken beſtimmt, als wir hier erreichen können, ahnden wir, daſs es ein reines Glück und ungemiſchte Freuden giebt, und ſuchen ſie vergebens, und erſchöpfen uns in Planen und Erwartungen, denen keine Erfüllung entſpricht, bis endlich der Tod unſerer Seele den Kerker öffnet, und ihr die Freyheit giebt, dem ſchöneren Frühling in ihrem Vaterlande zuzueilen, wo ihre Keime gedeihen und ihre Blüthen Früchte tragen werden.

XI.

Der ſterbende Schmetterling.

Da hängt ſie ſterbend über ihren neugebornen Kindern, die zärtliche Mutter! Ihr Tod ward Jener Leben. Kaum dem dumpfen Raupenſtande entſchlüpft, kaum zu ſchöneren Genüſſen und einem freyeren Daſeyn erwacht, folgt ſie gehorſam dem Rufe der Natur, entſagt dem lieblichen Herumſchwärmen in der Welt der Blumen und Gerüche, ſucht einen Gatten, und ſchenkt ihren Kindern in ihrem letzten Hauche das Leben. Sorgſam legte ſie die Eyer in eine Spalte der Rinde, ſtreifte ihr eigenes wollichtes Gewand ab, um es ihnen zum Schutz gegen die Winterkälte zu

geben, und vergieng dann in ſüſsen Empfindungen von Aufopferung und Liebe über ihrem Neſte, dem ſie alles, ſogar einen Theil ihrer ſelbſt, gegeben hatte.

Sieh hier, o Mädchen, ein Bild wahrer Liebe und Zärtlichkeit, wie ſie eigentlich deinem Geſchlechte geziemt. Auch Weiber können ſtark und innig lieben, auch in den zarteren Seelen des ſchwächeren Geſchlechtes entſtehen mächtige Leidenſchaften; aber ſie müſſen in ihren Äuſserungen und Folgen immer den Charakter des Geſchlechtes tragen, und nie bis zu dem Ungeſtümm der Männer emporſchwellen. Glaube nicht, daſs jene ſtürmiſchen – Leidenſchaften, wie manche Romane und – Theaterſtücke ſie nur zu reizend ſchildern, – wahre Liebe ſeyen; jene unbändigen Triebe, die keine Schranken, kein Verhältniſs achten, verletzte Pflichten durch Trug-

ſchlüſſe entſchuldigen, und Unſchuld und Ehre im Rauſche der Sinnlichkeit hinzuopfern für ein verzeihliches, ja oft für ein liebenswürdiges Vergehen halten. Solche Flammen mögen dichteriſch ſchön ſeyn, ſittlich ſchön ſind ſie gewiſs nicht, und noch viel weniger wahrhaft weiblich; auch machen ſie den Geliebten nicht glücklicher, und das Weib ſelbſt in ſeinen Augen nicht liebenswürdig. Der ſterbende Schmetterling lehre dich wahre Frauenliebe. Sie iſt das ſtille Hingeben eines zärtlichen Herzens, das nur lebt, um den geliebten Gegenſtand glücklich zu machen, und es nicht achtet, wenn es in Ausübung ſeiner Pflichten ſich ſelbſt verzehrt; ſie iſt eine ſanfte Gluth, die wohlthätig wärmt, nie verheerend lodert. Unglück und Hinderniſſe erhöhen ſie, ohne ſie je ſtürmiſch zu machen, und ſelbſt in ihrer höchſten Stärke unter dem Drucke der Leiden, wie in den Au-

genblicken des gröfsten Entzückens verträgt sie sich mit jeder Tugend, jeder sittlichen Grazie, ehrt jedes Verhältnifs, hört den leifen Ruf der Pflicht, und opfert sich endlich willig selbst auf, wenn sie im Kampfe mit ihr nicht mehr bestehen kann.

XII.

Die Johanniskäfer.

Die heitere Sommernacht ladet uns ins Freye. Laſs uns die ſtillen Gründe beſuchen, wo tiefe Schatten zu ernſten Betrachtungen ſtimmen. Sieh! was iſt das? der beſtirnte Himmel hat ſich in das Thal herabgeſenkt. Siehſt du die leuchtenden Pünktchen im Graſe, und hier den grünlichten Funken, der ſich von einem Zweige zum andern bewegt? bald ſtehet er ſtill, bald ſchwebt er vor uns hin, verliert ſich im nächtlichen Dunkel, und kömmt leuchtender wieder hervor.

Ich kenne euch, liebliche Weſen, leuchtende Erſcheinungen, die ihr unſere

Sommernächte verſchönert! Die beſchwingten Männchen flattern umher und tragen ihr ſchönes Licht zur Schau; nichts hält ſie, nichts hemmt ihre Bewegungen, ſie ſuchen ihre Weibchen, fliegen nach Nahrung umher, oder ſcherzen mit ihren Geſpielen. Das Weibchen lauſchet ſtill im Graſe, kann ſich nicht auffchwingen, und nur die nächſten Hälmchen mit glänzendem Lichte beſtrahlen. Aber indeſſen das freye Männchen mit ungewiſſem Schimmer jetzt ganz verſchwindet, jetzt kaum das Blättchen erhellt, auf dem es ausruht, und bald ungeſehen in Gefahr geräth zertreten zu werden, bald die Hand der Neugierigen lockt, den fliegenden Funken zu haſchen, ruht das Weibchen ſicher in dem kleinen Kreiſe, der ſie umgiebt. Schon von ferne erblickt der Wanderer das ſtille, grünlichte Licht am Boden, nähert ſich mit leiſen Schritten, ſieht mit Wohlgefal-

len die nahen Pflanzen in dem ſanften Schimmer glänzen, und ſtört ihre Ruhe nicht. So erſetzte die Natur ihr wohlthätig durch helleres Licht und Sicherheit den Mangel an Freyheit.

Beneide nicht, entſchloſsne, junge Freundinn! beneide nicht das Loos der Männer und wünſche nicht ſo ſehr dein ſchwächeres Geſchlecht mit dem ſtärkeren zu vertauſchen, weil Natur und Verfaſſung dieſem tauſend Vorzüge und Freyheiten ertheilt haben, deren das beſchränkte Weib nicht genieſsen darf. Still in dem engen Kreis häuslicher Geſchäfte eingeſchloſſen, erſtreckt ſich ihre Wirkſamkeit nicht über die Mauern ihres Hauſes. Wohlſtand und Sittſamkeit verbiethen ihr jede öffentliche Handlung, jedes lautere Betragen, ja die Natur ſelbſt ſcheint ſie durch ihren zarteren Körperbau, und ihre Mutterpflichten von

jedem Antheil an öffentlichen Geſchäften ausgeſchloſſen zu haben.

Aber indeſs der Mann ſich ſeiner groſsen Vorzüge nicht ohne Gefahr erfreut, indeſſen Sorgen, Kränkungen und unnennbare Beſchwerlichkeiten den Staatsmann, den Gelehrten, den Krieger treffen, und Undank oder zweifelhafter Ruhm ihr ſpäter Lohn wird, genieſst das Weib einer unbedroheten Ruhe im Innern ihres Hauſes. Hell und ehrwürdig leuchten ihre ſtillen Tugenden dem glücklichen Gatten und wenigen Freunden. Häusliche Zufriedenheit und wohlgerathene Kinder lohnen ihr ſüſser, als eroberte Provinzen oder gelungene Staatsintriguen, und ſicherer wirken ihre Tugenden durch Kinder und Enkel auf die gebeſſerte Nachwelt, wenn auch kein Stein ihren Namen lehrt, als die Bücherweisheit des Gelehrten, deſſen Namen ferne Jahrhunderte mit Erſtaunen nennen.

Nein, liebes Mädchen! die Vorſicht hat nicht ſtiefmütterlich an unſerem Geſchlechte gehandelt, als ſie ſo unendlich weiſe jedem durch Naturgeſetze die Bahn zeichnete, die es zu wandeln hat. Jedes hat ſeine Rechte, ſeine Genüſſe, ſeine Pflichten, die gewiſſenhaft erfüllt, nicht minder verdienſtlich ſind. Aber verderblich iſt die Unzufriedenheit mit ſeinem Zuſtande, und eine falſche oder geringſchätzige Vorſtellung von unſeren Pflichten und Rechten macht uns bald jene verabſäumen und dieſe verlieren. Dann ſind wir freylich armſelige Geſchöpfe ohne Beſtimmung und ohne Würde; aber wir ſind es nicht durch die Natur, ſondern durch eigene Schuld.

XIII.

Die Obſtkerne.

Schade um die vielen Kirſchen und Weichſel, die hier ungenützt auf der Erde liegen und faulen! ſagte Emilie geſtern zu mir, und zeigte mir im Obſtgarten eine Menge halbreifer oder von den Vögeln beſchädigter Früchte, die im Graſe zerſtreut lagen. Schade, ſprach ſie, das verdirbt nun alles ungenoſſen und nutzlos, und hätte, wenn es reif geworden oder unverſehrt geblieben wäre, das ſchönſte Obſt gegeben! Nutzlos verdirbt es wohl nicht, erwiederte ich, blicke einmahl um dich, ſiehſt du nicht hier aus dem Graſe eine Menge zarter Bäumchen hervorragen,

kaum noch ſo hoch als die Halmen um ſie her? Wo mögen dieſe wohl hergekommen ſeyn, denn angepflanzt hat ſie hier Niemand? Sieh, Emilie, die Früchte, die aus mancherley Urſachen abfallen, faulen im Graſe und der zarte Keim entwickelt ſich in der ihn umgebenden Feuchtigkeit. So wie er hervortreibt, dient ihm das Fleiſch der Frucht zur erſten feinen Nahrung, ehe er noch im Stande iſt, mit ſeinen Fäſerchen die gehörige Speiſe aus dem harten Boden zu ziehen; wie junge Kinder zuerſt von der Muttermilch leben, ehe ihr zarter Bau ſtärkere Nahrung verträgt. Endlich wurzelt das Pflänzchen in der Erde, ſein ſchwacher Stamm erhebt ſich nach und nach, und ſo ſind alle dieſe Bäumchen entſtanden, die einſt durch Zweige beſſerer Art veredelt den Obſtgarten bevölkern werden. Kein Früchtchen iſt zwecklos abgefallen, denn die weni-

gen, aus denen kein Keim erwuchs, dien-
ten den Vögeln des Himmels zur Speiſe,
die Gott auch liebt und für die er auch
ſorgt.

Ja, meine Freundinn! die Vorſehung
iſt gütig und weiſe im Kleinſten wie im
Gröſsten. Nichts geht in ihrer Haushaltung
verloren, nichts bleibt ohne Wirkung,
ohne wohlthätige Wirkung für das Ganze.
So wenig ein Obſtkern vergebens abfällt
und verweſet, eben ſo wenig geht die
kleinſte Folge unſerer Handlungen verlo-
ren, wenn gleich wir kurzſichtige Sterbli-
che oft das Gegentheil zu ſehen glauben,
und uns ſo manche Urſache ohne Folge,
ſo manche Kraft ohne entſprechende Wir-
kung zu bleiben ſcheint. Jede gute oder
böſe Handlung, jede Anreizung zum Übel,
jedes Beyſpiel ſtiller Tugend, bringt ge-
wiſs eine Veränderung in dem Kreiſe, der

uns umgiebt, hervor, und dieſe verbreitet ſich ſtill und unbemerkt, bis wir vielleicht nach langer Zeit, wenn wir bereits ganz auf die erſte Veranlaſſung vergeſſen haben, mit Freude oder Schrecken die Folgen erblicken, die ungeſehen von uns aus dem kleinen unbedeutenden Keime erwuchſen. O möchten unſere Handlungen immer den edeln Obſtkernen gleichen, die ſtill und geräuſchlos ins Gras hinfallen, aber ſpäterhin zu nützlichen Bäumen erwachſen, und einſt noch dem Enkel Erquickung und Schatten geben.

XIV.

Die Tannen.

Jetzt ſind ſie ausgegraben und dem Heerde beſtimmt, die verdorreten Tannen, die ſo lang des Fleiſſes und der Pflege des Gärtners ſpotteten. Alle ſeine Mühe und Sorgfalt war bey dieſen Bäumen vergebens, ſie blühten und grünten nicht mehr, ja ſelbſt der wenige Saft, den ſie noch hatten, als man ſie aus ihren mütterlichen Wäldern hieher verpflanzte, vertrocknete, und die Tannen ſtarben. Unwillig warf ſie endlich der Gärtner aus dem Boden, den ſie entſtellten, heraus, und ſieh, da wurde er gewahr, daſs ſie wenige oder gar keine Wurzeln hatten. Dieſe waren, als

man die Bäumchen im Walde ausgrub, abgehauen oder verletzt worden, und nun war es wohl deutlich, warum die armen Tannen nicht gedeihen konnten. Hätte man sie in dem schützenden Schatten ihres mütterlichen Waldes gelassen, sie hätten fortgegrünt, und wären in wenigen Jahren zu hohen nützlichen Stämmen aufgeschossen, deren balsamischen Schatten der müde Wanderer gesegnet hätte, da sie jetzt nichts als ein dürres unbrauchbares Reisholz sind.

So geht es manchen jungen unerfahrenen Mädchen, die zu früh aus dem Schatten des väterlichen Hauses in die grosse Welt versetzt wurden. Was soll hier der Anstrich von Tugenden, den Gewohnheit und Beyspiel ihnen geliehen; die Bescheidenheit, welche noch nie den Lo

ckungen der Schmeicheley zu widerstehen

hatte; die Redlichkeit, welche noch durch keine Gelegenheit unentdeckt zu ſündigen geprüft wurde; die Unſchuld, die noch keine Verſuchungen mit Muth und Standhaftigkeit beſiegt hatte? Die Mädchen waren gut, weil ſie noch keine Reizung gehabt hatten, böſe zu ſeyn. Aber jetzt im Wirbel der Zerſtreuungen, von der Verführung umlagert, von falſcher Ehre gereizt, von ſchimmernden Beyſpielen fortgeriſſen, o wie ſchnell verſchwinden da die wenigen guten Gefühle, die ihnen ſtatt Grundſätzen dienten, und ſie werden verderbt, wie die, mit denen ſie umgehen. Wären ſie nie oder nur ſpät ihrer ſchützenden Verborgenheit entriſſen worden, ſie wären in Einfalt und Unſchuld zu guten würdigen Weibern herangereift, ein edler Mann hätte ſein höchſtes Glück in ihren Armen gefunden, und tugendhafte Kinder ihnen einſt ihr ganzes Wohl verdankt.

XV.

Der Laubengang.

Sieh, Freundinn, wie dicht dieſe jungen Bäumchen ihre nachbarlichen Äſte verſchränken, wie ſie ein hellgrünes Dach über unſeren Häuptern bilden, durch welches die Sonne blitzt, und die ändernden Schatten der Blätter bald auf den Weg, bald auf unſere weiſsen Gewänder ſtreut. Von gleicher Art und Höhe ſtehen ſie zu beyden Seiten; zu gleicher Zeit gepflanzt, mit gleicher Sorgfalt gewartet, ſtreckten ſie ſchon als zarte Stämme ihre jungen Zweige zuſammen, wuchſen mit einander und für einander, und vereinigten ſich, als ſie groſs und ſtark geworden waren,

zur ſchattenvollen Laube. Eins ins andere verſchlungen und verwebt, unauflöslich verbunden ſtehen ſie da, und biethen in ihrer Vereinigung den Stürmen Trotz, und ſchöpfen Eins aus dem Andern Kraft und Stärke.

Süſses Bild der innigen Freundſchaft und Liebe zwiſchen gleichgeſtimmten Seelen, bey gleichen Verhältniſſen, wenn keines mehr fordert als leiſtet, keines mehr empfängt als giebt, und kein Miſston erzeugt durch den Unterſchied des Standes, der Jahre, der Gemüther, den ſchönen Zuſammenklang ſtört; wenn Eines denkt, liebt und lebt wie das Andere, des Einen Fehler in die guten Eigenſchaften des Anderen paſſen, und ſo die beyden Seelen ſich zu einem ſchönen Ganzen vereinigen, das jedem Unfall trotzt, und das nicht für dieſe Welt allein dauert!

Aber lafs uns ein wenig weiter gehen. Auch hier ift ein bedeckter Gang, auch hier wölbt fich ein grünes Dach über uns; aber bemerkft du den Unterfchied? Siehft du den ftarken Kaftanienbaum, wie er fich ftolz über die andern erhebt, und das niedrige Gefträuch vor fich wegdrückt, das erft zu wachfen anfieng, als jener fchon ein vollendeter Baum war? oder die hochaufgefchoffene Pappel, die zwar nicht älter, aber von ganz anderer Art, fchnell empor ftrebt, und ihre luftigen Zweige nie mit den langfam wachfenden Sträuchen vereinigen wird, die befchämt und traurig da ftehen, und neben den grofsen Nachbarn kaum Raum und Sonne genug haben, um zu leben? Auch welkt und ftirbt Manches in der ungleichen Vereinigung, die feine beften Kräfte verzehrt. Gefällt dir der Laubengang hier noch fo gut, wie dort, und bedarfft du wohl einer Erklä-

rung über gleiche und ungleiche Verbindungen?

XVI.

Die Weidenbäume.

Wie ſchön, mit welchen breiten, glänzend grünen Blättern der kleine Weidenbuſch zwiſchen ſeinen Brüdern hervorſieht! Welch ein Unterſchied zwiſchen ihm und ihnen! Wie ſie mit ihren ſchmalen grauen Blättern, die ſelten und trocken an den dünnen Zweigen hängen, mehr einem verwelkten Geſtrippe als lebenden Bäumen gleichen, in jedem ſtärkeren Lüftchen beben, und dem müden Wanderer keinen Schatten zu geben vermögen! Und woher dieſe groſse Verſchiedenheit? Siehſt du nicht, Liebe! daſs dieſer ſchöne Buſch aus dem abgehauenen Stamm des alten

Baumes hervor wächſt, und erinnerſt du dich noch der ſtruppigen hohlen Weide, die das vergangene Jahr ſo oft dein Miſsfallen erregte? Damahls glich ſie ihren Brüdern ganz, eben ſo welk, eben ſo ein Aufenthalt häſslicher Spinnen und andern unreinlichen Gewürmes; aber der Gärtner hat ſie nahe bey der Wurzel abgehauen, und jetzt treibt ſie mit neuer Kraft ſchöne Blätter, die den Müden, der unter ihrem niedrigen Dache Schutz ſucht, freundlich vor der Mittagsgluth ſchirmen. Kein unreines Inſect benagt ſie; keine Spinne umzieht ſie mit klebrichten Fäden. Nur der reine Sonnenſtrahl ſpielt zitternd auf dem glänzenden Schmelz der Blätter, und erhöht ihr lachendes Grün.

— O, meine Geliebte! wenn oft unſere ungeduldige Seele über den Gang der menſchlichen Schickſale murrend zu urthei-

len wagt, wenn wir ſehr geneigt ſind, das traurige Loos, das manchen unſerer Brüder in dieſen ſchrecklichen Zeiten trifft, ungerecht und grauſam zu nennen; dann laſs uns des Weidenbuſches denken, der nach ſeinem Sturze ſchöner ward. Wie oft ſehen wir unter dem Drucke der Leiden ſich Tugenden entwickeln, die der ſtolze Sohn des Glückes in ſeinem ſelbſtſüchtigen Taumel nicht kannte, und Gefühle in Herzen erwachen, die ihrer im unbedrohten Wohlſtande nie fähig geweſen wären. Der Verluſt jener Güter, ohne die man nicht leben zu können glaubt, und die man doch ſo oft und leicht überlebt, lehrt den weiſeren Unglücklichen ihre wirkliche Nichtigkeit. Eigener Mangel, eigene Hülfloſigkeit ſchlieſst das erweichte Herz gegen die Noth Anderer wohlthätig auf; Standhaftigkeit, Seelengröſse, Verachtung des Todes geht in den veredelten See-

len aus dem immerwährenden Kampfe mit Gefahren und Unglücksfällen hervor, und die ſchönſte Blüthe menſchlicher Tugenden, ſtille Aufopferung und Selbſtverleugnung um des Geliebten willen, lehrt nur die Gemeinſchaft im Unglücke und ernſte Kataſtrophen, wo unſer und der Geliebten Wohl auf der entſcheidenden Wage liegt. So, meine Freundinn! vergröſsern die Übel der wirklichen Welt die Summe des Guten in der moraliſchen, und das Geſchick, das über uns in heiligem Dunkel wandelt, rechtfertigt oft noch auf dieſer Erde ſeine unerforſchlichen Gänge vor unſern Blicken.

XVII.

Die eingeimpften Bäume.

Es ist doch eine schöne Erfindung um das Einimpfen der Bäume! Alle diese jungen Wildlinge, die von abgefallenem Obste freywillig auffprofsten, werden nun in einigen Jahren edle Früchte tragen, da sie sonst nur ungenieſsbares Obst gebracht hätten. Mit kluger Wahl und vorsichtig schlitzte der Gärtner die zarte Rinde auf, setzte ein Auge von einem edeln Fruchtbaume hinein, und verband die Wunde mit Bast. Jetzt ändert sich die ganze Natur des Baumes; sein innerer Bau, die Richtung aller seiner Adern und Fäserchen wird anders, er verkocht die Säfte, die

er aus der Erde zieht, auf andere Art, ſeine Blätter ſaugen Thau und Luft anders ein, und dieſelbe Nahrung, dieſelben Sonnenſtrahlen bilden nun künftig ſtatt einer bittern Mandel oder ſauern Pflaume einen erröthenden Pfirſich oder eine goldene Apricoſe. So ſehr wirkt das eingeſetzte Auge auf die Art des Bäumchens, und ändert ſein ganzes Weſen.

Und eben ſo unwiderſtehlich wirken Umgang und freundſchaftliche Verbindungen, deren Gewalt der Unerfahrene zu wenig kennt, und ſich ihnen oft zu ſorglos überläſst, auf unſere Herzen. Wie durch das eingeimpfte Auge fremder Art die ganze Natur des Baumes geändert wird, ſo ändert ein vertrauter Umgang unſere Denkart und Sitte. Die Gedanken unſerer Freunde gehen in uns über, ihre Reden, ihre Handlungen wirken auf uns, unmerklich

nehmen wir ihre Gewohnheiten, ihre Lebensweise an, und fangen an die Dinge um uns her aus dem Gesichtspunkte zu betrachten, aus welchem unsere Freunde sie sehen; unsere Entschlüsse und Handlungen fliefsen nicht mehr ganz allein aus unseren Grundsätzen; Manches thun wir mit Vorsatz um unserer Freunde willen, Manches ohne dafs wir uns dessen bewufst sind, und so werden wir endlich ein ganz verschiedenes Wesen von dem, was wir vorher waren.

Sollten wir aber nicht bey so wichtigen Folgen eben so klug handeln als der Gärtner, der nie ein Reis eines unedeln Baumes aus einer ganz andern Gattung wählt, und uns nie an Menschen anschliefsen, deren Denkart dic unsere verschlechtern könnte, oder deren ganz verschiedene Lage und Charakter nie mit dem unsrigen zusammenstimmen wird. Und eben

ſo wenig wie der Gärtner, wenn er nicht mit ſeinen Bäumen ſpielen will, zu gleicher Zeit Zweige von mehrerley Art auf denſelben Stamm impfen, oder die heuer eingeſetzten übers Jahr heraus ziehen wird: eben ſo wenig ſollen wir, wenn wir Veredelung und Glück in freundſchaftlichen Verbindungen ſuchen, uns zugleich an mehrere Menſchen von verſchiedener Denkart anſchlieſsen, oder oft neue Verbindungen eingehen, damit nicht, wenn ſtets neue und verſchiedene Gemüther auf uns wirken, wenn eine Richtung die andere hindert, ein Eindruck den anderen ſtört, wir zuletzt ein armſeliges Gemiſche von ſo vielerley Meinungen werden, als wir Freunde haben, und in den verwirrenden Verhältniſſen unſere Grundſätze und unſere Eigenthümlichkeit verloren gehen.

XVIII.

Die Morgennebel.

Sieh, nun sind sie verschwunden die trüben dichten Nebel, die das heitere Angesicht dieses Morgens bewölkten. Kaum vermochte die Sonne es über sie zu gewinnen, denn lang und zweifelhaft war der Kampf, aber endlich erhob sie sich siegreich in strahlender Pracht, und die Nebel sanken. In sich gerollet wichen sie zurück, und in wolkenloser Schönheit beschreitet die Sonne den Thron des Tages. Aber dort an den fernen Bergen hängen sie noch dunkelgrau und finster, die verscheuchten Kinder der Nacht; jeder Zephyr reifst leicht ein Wölkchen von der

düſtern Maſſe ab, und führt es am kaum erheiterten Himmel herauf, und deckt auf Augenblicke das Licht der Sonne. Sie harren dort des dämmernden Abends; wenn die Sonne mit ſchwächerem Lichte ſich ihnen nähern muſs, dann machen ſie ſich auf den Fittichen des Weſtwindes auf, bedecken ihr röthliches Antlitz und den ſchönen Abendhimmel mit trübem feuchten Schleyer, und hüllen den Erdkreis in frühere Nacht.

So mächtig wie dieſe Morgennebel iſt die Gewalt früher Vorurtheile, böſer Gewohnheiten oder tiefgewurzelter Jugendfehler, die nur ſpät in reiferem Alter vor dem durchdringenden Strahle der Vernunft weichen. Heimlich lauern ſie im Hintergrunde der Seele. Jede ungeſtümmere Regung, jede kleine Vergeſſenheit läſst ihnen Raum ſich hervorzudrängen, und die

Vernunft zu umnebeln, die sich nie ganz von ihnen losmachen kann. Wenn Alter, Krankheit oder Unglück unsere Seelenkräfte schwächen, wenn wir nicht mehr mit ganzer Kraft gegen unsere alten Feinde streiten können, und die Empfindung des gegenwärtigen Übels unsere Achtsamkeit auf das entferntere hindert: dann erheben sie sich in aller ihrer Stärke, verfinstern die Vernunft, zerstören unsere Ruhe, und das Ende unseres Lebens gleicht seinem wolkigen Anfang.

XIX.

Die Pflanzen im Schatten.

Es iſt eine ſonderbare Bemerkung, die ich ſelbſt oft gemacht habe, und die jeder machen kann, der nicht ganz achtlos an Blumen und Pflanzen vorübergeht, daſs ſie ſich nähmlich alle dem Lichte und der Sonne zudrehen, und wenn dieſe ihnen fehlt, kränkelnd und welk werden. Dieſe jungen Feigenbäumchen, die nur erſt neulich gepflanzt wurden, hängen ſie nicht alle gegen Morgen oder Mittag hin? Die Blumen auf den Beeten neigen ihre Häupter der Sonne zu, und ſelbſt im Treibhauſe, wo die gefangenen Pflanzen im unnatürlichen Zuſtande leben, ſtreben Blätter

und Blüthen den Fenſtern zu. Wenn eine Pflanze auch nur die kleinſte Spalte findet: ſo arbeitet ſie ſich in den ſeltſamſten Richtungen heraus, um der freyen Luft und des unverfälſchten Sonnenlichtes zu genieſsen. An ſchattigen Orten wachſen wenige oder kranke Pflanzen; ohne lebendige Farbe, ohne Blätterfülle ſtehen ſie da, ein gelbes, ſtenglichtes Gewächſe, und zeugen von ihrer widernatürlichen Lage. Nur die grauſamſte Leckerhaftigkeit konnte den ſinnlichen Menſchen lehren, dieſs angeborne Bedürfniſs des Lichtes zu ſeinem Dienſte zu unterdrücken. Er entzieht dem ſchlanken Spargel frühzeitig mit Röhren das belebende Sonnenlicht, um ihn kränklich und mürbe zu machen; er bindet den vollauffproſſenden Salat, damit ſeine innerſten Blätter, ohne Wärme, ohne Licht, beſſer zu genieſsen würden, und erſtickt ſo die natürlichen Triebe,

um sich ein schmackhaftes Mahl zu bereiten.

Unvertilgbar, wie bey den Pflanzen das Bedürfnifs des Lichtes, ist bey den Menschen das Bedürfnifs der Geistesthätigkeit. Wenn weder äufsere Gewalt noch drückende Umstände sie hindern, strebt die Seele immer nach neuen Begriffen, und nur im Sonnenlichte der Wahrheit gedeihen ihre schönsten Früchte. Dort wo Mangel, Noth, Klima und bittere Nahrungssorgen jede Entwickelung dieses Triebes ersticken, wo angeerbte Stumpfsinnigkeit gleich nächtlichen Schatten auf den verwilderten Nationen liegt, in dem Feuerlande und bey den Esquimo's, verkrüppelt und verliert sich zuletzt jede Spur von Vernunft, und es scheint kaum möglich, dafs der unglückliche Feuerländer und Newton zu derselben Classe der Geschöpfe gehören. Dieſs

ist eine traurige Folge der physischen Beschaffenheit der Erde.

Aber wie empörend für jedes menschliche Gefühl ist nicht die grausame Selbstsucht des wollüstigen, eifersüchtigen Morgenländers, der die eine Hälfte des Menschengeschlechts zum Thiere erniedrigt, den bedauernswürdigen Weibern jede Kenntnifs, jeden Schimmer der Wahrheit neidisch entzieht, und sie nach seinen Religionsbegriffen sogar von den Freuden des Paradieses ausschliefst, um sie tief fühlen zu machen, dafs sie keinen Anspruch auf einen unsterblichen Geist und seine Bildung machen dürfen, um ungestört nach allen seinen Launen über sie zu herrschen, und Wesen, die gleich ihm den göttlichen Funken der Vernunft in ihrer Brust tragen, zu gedankenlosen Werkzeugen seiner Sinnlichkeit herab zu würdigen! Aber die gekränkte Natur rächt auch hier, wie

überall, ſchrecklich die Übertretung ihrer Geſetze. Der Geiſt dieſer Weiber, durch Druck und Vorurtheile gehindert, ſeinen Durſt nach Thätigkeit auf dem geraden Wege zu befriedigen, ſtrebt durch tauſend laſterhafte Krümmungen zum Ziel. Cabalen und Intriguen ſind ihre einzige Beſchäftigung, und die Ausführung ihrer ſelbſtſüchtigen Plane der einzige Raum, in dem ſich ihre Seelenkräfte frey bewegen können. Darum waren auch von jeher die Harems die Geburtsſtätten der ungeheuerſten Verbrechen und Laſter. Trauriges Loos des menſchlichen Geiſtes, wenn er den verkünſtelten Pflanzen gleich welken oder ausarten muſs, damit andere Menſchen ſich im ruhigen Genuſs ihrer Lüſte freuen können.

XX.

Die Herbſtgegend.

Der Herbſt herrſcht bereits in unſeren Gegenden. Noch ſtehen zwar die Bäume dicht und ſchön belaubt, und umkränzen in lieblichem Gemiſche des verſchiedenen Grüns die glattgemähete Wieſe; aber dennoch flattert zuweilen ein welkes Blättchen herab auf den nicht mehr üppig ſproſſenden Raſen. Gelb und unanſehnlich ſtehen die Überreſte des Graſes; von der Gluth der Sommerſonnen ausgebrannt, neigen ſie die welken Spitzen der Erde, ihrem nahen Grabe zu. Kein brütender Vogel baut im Innern der dichtbelaubten Zweige ſein verborgenes Neſt, keine Jun-

gen heifsen die Ältern mit lautem Gezwitſcher willkommen, fordern ihre Speiſe, und wecken in fühlenden Herzen das Bild häuslicher Glückſeligkeit. Nur die bläuliche Meiſe durchflattert einſam den Hain, ein trauriger Vorbothe des nahen Winters.

Wie lange wird noch dieſer grüne Schmuck die Gegend decken? wie vielmahl die Sonne ſie noch in ihrer Schönheit ſehen? wie lange noch der Bach durch ſeine grüne Umſchattung rieſeln? Sie nahen, ſie nahen die Tage des Winters, jede ſchöne Stunde entflieht mit verrätheriſcher Schnelligkeit, und rufet den unerbittlichen Freudenſtörer näher herzu.

Dieſe Bäume werden entblättert und traurig aus dem kalten Boden emporſtehen, dieſer Bach von Eis gefeſſelt ſtarren, und weit herum auf den Gebirgen, die jetzt abwechſelndes Grün deckt, wird nur Schnee in todter Einförmigkeit liegen, und

nur nackte Felſen die weiſse Wildniſs unterbrechen. Dann kommt unbegrüſst vom Geſange der Vögel und den Flöten der Hirten die Sonne einſam aus dem Meer, überſieht die winterliche Gegend, die ſie einſt in ihrer Schönheit ſah, und trauert in Nebel gehüllt über dieſe Veränderung und die Flucht des Sommers. Und dennoch bin ich nur ſanft betrübt von dem Abſchiede ſo vieler Schönheiten, denn ich weiſs, jenſeits der winterlichen Kälte harret ein Frühling, der dieſe Bäume belauben, dieſen Bach entfeſſeln, dieſe Vögel paaren wird. Dann kommt die junge Frühlingsſonne mit lächelndem Angeſichte und freut ſich, die Erde wieder ſo ſchön zu ſehen, und ſchüttet ihre ſegensvollſten Einflüſſe auf ſie herab.

Noch blühen wir in der Blüthe der Jugend, noch lächelt uns Alles im Roſen-

lichte; aber ſie kommen die Tage des Alters, es kommt der alles auflöſende Tod, und in dieſer jugendlichen Hülle tragen wir ſchon den Keim ihrer Zerſtörung mit uns herum. Wie lange, o Freundinn! wie lange werden wir noch Hand in Hand wandeln? wie lange uns noch die Gegenſtände entzücken, die jetzt unſer Glück machen? Vielleicht ſprieſsen die nächſten Veilchen auf unſeren Grabhügeln; dann kommt die Frühlingsſonne, die uns ſo oft zu neuen Freuden weckte, und findet unſere Spur nicht mehr, und ſchimmert ſo ſchön in den Thautropfen, die an den Blumen unſeres Hügels zittern, als ſie einſt in den Freudenthränen ſchimmerte, die von unſeren Wangen floſſen. Aber wir trauern nicht! Jenſeits der engen nächtlichen Behauſung, jenſeits des winterlichen Grabes lacht uns ein beſſerer Frühling, ein Frühling, deſſen edlere Blumen nie

verwelken, deſſen ſchönere Sonnen nie untergehen werden. Dann durchbricht der befreyte Schmetterling die unſcheinbare Hülle, alle die Kräfte und Fähigkeiten, die für dieſe Welt zu groſs waren, entwickeln ſich gleich ſeinen Flügeln, ſeine unerſättlichen Wünſche nach Glückſeligkeit ſind erfüllt, und das veredelte Weſen ſchwebt von Seligkeit zu Seligkeit fort.

XXI.

Der Berggipfel.

Welche herrliche grenzenlose Aussicht ist hier vor unsern Blicken verbreitet! Wie unermeßlich dehnt sich das Land vor uns aus! Dort liegen die Wohnplätze der Menschen, eine grosse geräuschvolle Stadt; zahlreiche Dörfer von Gärten und blühenden Feldern umringt, königliche Schlösser, die ihre weit umschauenden Zinnen hoch erheben, niedliche Landsitze, die Wohlstand und Bequemlichkeit verkünden! Und dann im Hintergrunde des Gemähldes der majestätische Strom, der seine blauen Arme in mannigfaltigen Krümmungen um die reizende Landschaft schlingt! Alles lebt,

alles webt da unten; Caroſſen rollen durch die Straſsen der Stadt; Menſchen gehen hin und her und treiben ihre Geſchäfte; Handwerker und Künſtler arbeiten nicht ohne Geräuſche; beladene Wagen raſſeln über die Landſtraſsen; Lärmen, Getöſe und Geſchäftigkeit belebt und beläſtigt jene ungeheure Hauptſtadt — und hier! welche Ruhe, welche feyerliche Stille! Bis an dieſen erhabenen Gipfel verbreitet ſich das Gewühl nicht, erhebt ſich nicht das kleinſte Geräuſch! jeder lautere Ton verhallt am ruhigen Fuſse des Berges, und nur Töne der Natur, nur Quellengemurmel und Vögelgeſang unterbricht die feyerliche Stille, und miſcht ſich ins ſanfte Geliſpel der Freundſchaft, die gern in dem Schatten dieſer Bäume weilt.

Erinnert dich, o Freundinn, dieſer Berggipfel und ſeine Einſamkeit nicht an

die Tugend, die in ewig reinem Lichte, erhaben über Leidenſchaften, über Eigennutz und alles raſtloſe Streben und Trachten gewöhnlicher Menſchen, in ſeliger Ruhe und Stille wohnt? Auf ihrem erhabenen Standpuncte zeigen ſich ihr die Gegenſtände und ihre Verhältniſſe ſo wie ſie wirklich ſind. Nie erhebt der Ehrgeiz ſeine gebiethende Stimme bis zu ihr; die Lockungen der Wolluſt erreichen ihren hohen Sitz nicht, kein täuſchender Wahn ſtört ihre Ruhe, und jede Forderung einer unedeln Empfindung verhallt leer und wirkungslos an der unerſchütterlichen Grundfeſte ihres wahren Glücks. Nur die Natur ſpricht zu ihr mit allen ihren leiſen und doch ſo mächtigen Stimmen, ſie ruht im Arme der Freundſchaft, und fühlt auf ihrer Höhe ſich dem verwandten Himmel näher.

XXII.

Der Garten im September.

Schon ſinkt die Sonne früher hinter das Gebirge hinab, früher dehnen ſich die Schatten über die Fläche, und ein friſches Lüftchen weht über die Haberſtoppeln her, und kräuſelt zu meinen Füſsen das gelbe Laub, das hier und dort den Bäumen entfällt. Kaum röthet noch der letzte Abendſchein die finſteren Wipfel der Bäume, deren lebhaftes Grün einſt um dieſe Stunde noch im Sonnenlicht ſchimmerte. Vorbey iſt die lachende Zeit alles belebender Fröhlichkeit und Fülle; verſchwunden ſind die ſchönen, langen Tage des Lenzes; von allen den tauſend und tau-

ſend Blüthen, die den Garten vor wenig Monden ſchmückten, iſt auch nicht eine mehr da. Das Jahr hat ſeine Jugendzeit verlebt, und ſteht im Mannesalter näher dem ſinkenden Herbſte. Aber auch dieſe Zeit hat die gütige Natur nicht ohne Reize und Genüſſe gelaſſen. Wo ſich einſt Blüthe an Blüthe drängte, und ſchwellende Knospen entfalteten, da reifen jetzt köſtliche Früchte. Hier beugen ſüſse Birnen den beladenen Zweig bis zur pflückenden Hand herab; dort fangen, wie an Schnüre gereiht, die bläulichen Pflaumen an zu reifen; hier prangen ſtreifige Äpfel, und da blickt der erröthende Pfirſich hinter dem verhüllenden Laube hervor. Die Sonne ſtrahlt milde und belebend vom dunkelblauen Himmel, eine gleiche ruhige Wärme kocht in den Gewächſen den Saft zur höchſten Reife. Der Menſch geht ungedrückt von der Hitze an den

fruchtbeladenen Geländern vorbey, genieſst mit vollen Zügen der lauen, reinen Luft, und weidet ſeine Augen mit ſtillem Wohlgefallen an der Vollendung alles deſſen, was der blühende Frühling nur verſprach.

Du klageſt, meine Freundinn! über die Flucht unſerer Jugend und ihrer Freuden. Es iſt wahr, jene Zeit der fröhlichen Unbefangenheit, der immer regen Empfindungen iſt vorüber. Manche Sorge, manche mühſame Beſchäftigung hat die Schwingen unſerer Phantaſie gelähmt, und unſeren Geiſt in die kalte Wirklichkeit zurückgeführt; Tanz und rauſchende Freuden reizen unſere ernſteren Seelen nicht mehr, auf unſeren Wangen verblühen die Roſen der Jugend, ſchon zeigt ein kleines Fältchen oder eine ſichtbarere Vertiefung in unſerem Geſichte, daſs keine üppige Fülle mehr unſere Muskeln ſchwellt, und

und achtlos eilt der Schwarm der Jünglinge an uns vorüber, ſpäter entblüheten Mädchen zu, die wir beynahe noch als Kinder kannten.

Aber ſollen wir darum trauern, meine Liebe? Hat nicht die Natur mit reicher Hand uns Alles erſetzt, was ſie uns nahm? Gern vergiſst das glückliche Weib im Kreiſe ihrer Kinder, Putz und prächtige Geſellſchaften, und ſüſser iſt es, in den ſtillen Stunden der Nacht den ſatten Säugling an der Mutter Bruſt einſchlummern zu ſehen, als auf Maskeraden im Taumel und Geräuſche herum zu ſchwärmen. Die zärtliche Achtung des Gatten vermindert ſich nicht, wenn auch Zeit und Mutterpflichten den erſten Reiz von unſeren Wangen gewiſcht haben; gutmüthige, frohe Kinder umhüpfen uns, wenn auch kein Stutzer ſich mehr nach uns umſieht. Erfahrung und häusliche Sorgen haben unſeren Cha-

Bayerische
Staatsbibliothek
München

rakter gereift, unſere Grundſätze bewährt, und in des Gatten froher Heiterkeit, in der ſtillen Sehnſucht, womit er am Abend in ſein friedliches Haus zurück eilt, in den Tugenden des wachſenden Geſchlechtes, ernten wir tauſendfach die Früchte, die der lachende Frühling uns verſprach.

XXIII.

Das Gartenbeet.

Heute ſah ich den fleiſsigen Gärtner ein Beet im Küchengarten umgraben und zubereiten; dann brachte er einen Korb voll junger Kohlpflänzchen, und fieng an ſie in zierlicher Ordnung in die aufgelockerte Erde zu ſetzen. Aber die Pflanzen können ja dieſes Jahr nicht mehr wachſen, ſagte ich, der Herbſt iſt nahe, die Tage werden immer kürzer, und die Sonne hat keine Kraft mehr! Sie ſollen auch heuer nicht mehr zur Reife kommen, erwiederte er; jetzt werden ſie gepflanzt, und dann, wenn ſie Wurzel faſſen und zu ſprieſsen anfangen, fällt ein günſtiger Schnee, und

bedeckt ſie mit einer wärmenden Hülle. Unter dieſer Decke wachſen meine Pflänzchen ſicher fort, bis die Natur erwacht und der junge Frühling Alles zu neuem Leben ruft. Dann ſtehen ſie ſchon als ſchöne vollendete Stauden da, während rings umher noch kaum das Gras ſeine jungen Spitzen aus der Erde hervordrängen kann, und man pflückt ihre zarten erſten Blätter ab, eine geſunde, angenehme Speiſe.

Glaubſt du nicht, Freundinn, daſs der Gärtner weiſe gehandelt hat, als er für den künftigen Frühling ſorgte? und ſollen wir ihm in einer gewiſſen Rückſicht nicht nachahmen? Auch uns droht ein Winter, auf den ein beſſerer Lenz folgt, ein Schlummer im Schooſse der Erde, aus dem ein ſchöneres Morgenroth uns weckt. Laſs uns für dieſs Erwachen ſorgen; es ſey ſo ſchön, ſo beglückend, als es für einen Bewoh-

ner unſeres Sternes ſeyn kann. Durch ſtille Tugenden, durch vielſeitige Ausbildung unſeres Geiſtes, durch ſtrenge Erfüllung jeder Pflicht wollen wir uns einer höheren Seligkeit werth machen; wir wollen ſo gut zu werden ſtreben als wir können, wenn wir hier gleich keinen unſerem Beſtreben angemeſſenen Lohn finden, und das, was wir ſäen, hiernieden nicht zur Reife kommt. Unſere Erde iſt nur die Wiege des menſchlichen Geiſtes. Wenn unſere Hülle im ſtillen Grabe verweſet: dann erwacht er zu einem beſſern Daſeyn, und ſeine Tugenden folgen ihm nach; ſie erheben ihn auf eine höhere Stufe von Erkenntniſs und Seligkeit, und machen ihn eines Glückes fähig, das im gleichen Verhältniſs immerfort wächſt und ſteigt. Wenn zahlloſe Geiſter, kaum den Feſſeln der Sinnlichkeit und der niederdrückenden Macht der Leidenſchaft entronnen,

mühſam aufwärts klimmen: ſchwinget die reinere ſchönere Seele ſich freudig empor, und eilt durch die grenzenloſe Ewigkeit mit ihren Vorzügen fort.

XXIV.

Der Herbſtwind.

Der rauhe Herbſtwind ſauſet in den Bäumen, ſchüttelt ihr leicht fallendes Laub auf die Erde, und fährt ſchneidend über die Wieſe hin, die keine Blume mehr ziert. Mit ſchnellen Schritten entfernen wir uns aus dem kalten Schatten, und ſuchen die freyen Plätze, wo die niedrige Sonne am hohen Mittag nur laue Strahlen wirft, und wärmen uns mit Wolluſt in dem milden Schimmer. O wie ſo verändert iſt die Scene! Vor wenigen Wochen flohen wir die offene Sonne, weil ihre ſengenden Strahlen uns ermattend drückten, und ſuchten emſig die Kühlung grüner Dunkel-

heit und die Labung der Quelle im innerſten Heiligthum des Hains. Da ſegneten wir ſeufzend das Lüftchen, das ſelten genug durch das ſtille Laub flüſterte, und harrten ſchmachtend der Erquickung des zögernden Abends. Bald, bald wird der ſchiefere Sonnenſtrahl noch matter, der Herbſtwind noch ſchneidender werden. Dann entblättert er den Wald und feſſelt den Bach, der jetzt noch durch die Wieſen rauſcht; dann wird ſelbſt die rauhe Luft, die uns ſo empfindlich ſcheint, noch erträglich ſeyn, und wenn Schnee die Gefilde bedeckt, ein Tag, wie der heutige, noch milde und wohlthätig genennt werden.

Und dennoch erträgt der Menſch dieſe groſsen Abwechſelungen ohne Schaden für ſein Wohl; er lebt geſund und vergnügt, wenn vor dem eiſigen Hauche des Winters alles Leben in der Natur erſtarrt, wie wenn der Sirius die lechzenden Gefilde ſengt,

und ſegnet eben ſo freudig den ſeltenen Sonnenblick, der die dunkeln December-tage erheitert, wie die Gewitterwolke, die im Sommer Kühlung auf die heiſse Flur träufelt. Still und allmählig gewöhnt ſich die Empfindung an die verſchiedenſten Eindrücke, und lernet das als Wohlthat ſchätzen, was ihr einſt unerträglich ſchien.

O Macht der Gewohnheit und der Zeit, wie wohlthätig iſt deine ſtille Gewalt für den Menſchen, den Natur und Schickſal ſo vielen Veränderungen hülflos bloſsſtellte! Mit ſanfter Hand lüfteſt du die eiſernen Bande des Unglücklichen, die ihn im erſten Augenblicke wund zu drücken drohten; ihr Druck wird endlich unfühlbar und ihr Verluſt zuletzt empfindlich. Du lehrſt uns das, was uns einſt unentbehrlich ſchien, als überflüſſig betrachten; du kehreſt von dem bitterſten Schickſal

noch eine gute Seite uns zu, und unter deinen leiſen Tritten keimen ſelbſt in Wüſten Blumen hervor.

Jetzt in dieſen Tagen allgemeiner Zerſtörung und Trauer, wo ſo mancher Glückliche von ſeiner Höhe geſtürzt, kaum ſeinen ehemahligen Dienern an Wohlſtand gleicht, lehreſt du ihn ſich an Armuth und Dunkelheit gewohnen. Nach und nach vergiſst er ſeiner vorigen Herrlichkeit, nimmt, von dir unterwieſen, aus der Hand eines ſpärlichen Glückes dankbar kleine Freuden an, die er wohl einſt verſchmäht hätte, und nennt einen Zuſtand Überfluſs, den er einſt als bitteren Mangel gefürchtet haben würde.

O wie väterlich hat die Vorſicht auch hierin für die armen Sterblichen geſorgt, indem ſie in Zeit und Gewohnheit die mächtigſten und unausbleiblichſten Tröſtungen, denen kein Schmerz, wie tief,

wie lieb er immer ſeyn mag, widerſtehen kann, legte, uud ſo das Menſchenherz ſelbſt wider ſeinen Willen zum Glücke zurückführet!

XXV.

Der bewachſene Stein.

An meinen Gemahl.

Sieh, Geliebter! dieſen bewachſenen Fleck Erde am Ufer des Baches, wie ſchön er im Sonnenglanz ſpielt! Noch vor wenig Jahren war es ein kahler Stein, ohne Gräschen, ohne Moos, ja ſo gar ohne Erde, worin die Wurzeln hätten haften können. Aber der Bach hatte einſt im Frühling ſeine Geſtade übertreten, und als er ſich wieder zurück zog, blieb düngender Schlamm auf dem Steine liegen. Bald entwickelten ſich Pflanzenkeime in der zarten Bekleidung; aber ohne genugſamen Boden zum wachſen, welkten ſie

bald am Sonnenſtrahle dahin, und ihre verfaulten Körperchen mehrten die fruchtbare Erde, ſo daſs die zweyten Pflanzen ſchon ſtärkere Wurzeln faſſen konnten. Auch ſie verdorreten endlich; ein ſtärkeres Geſchlecht gröſserer Kräuter fand Erde genug, um fortzukommen; und ſo bekleidete ſich endlich der nackte Stein. Aber Kräuter und Gräſer müſſen verwelken, neue Geſchlechter entſtehen und wieder zu Grunde gehen, bis in genug tiefer und fruchtbarer Erde die Zierde des Pflanzenreichs, der ſchattige Baum erwachſen kann.

Wenn hier ein düſterer Philoſoph in den Begebenheiten unſerer Zeit nur eine Wiederhohlung der Vergangenheit ſieht; wenn er zu bemerken glaubt, daſs Alles langſam bis zu einer gewiſſen Stufe empor ſteigt, und dann wieder zuſammenſtürzt, damit ſich aus den Trümmern dieſelben

Auftritte bilden können, ohne Fortgang, ohne Vervollkommnung des Ganzen; wenn dort ein Menſchenfreund über das Loos ſeiner Brüder weint, die millionenweiſe in phyſiſchen und moraliſchen Revolutionen unbemerkt und unberechnet zu Grunde gehen; wenn wir ſelbſt in trüben Stunden bey unerklärbaren Schickſalen, die das häusliche und öffentliche Glück unſerer Brüder zerſtören, nur eiſerne Naturgeſetze und keine Spur einer liebenden, waltenden Vorſicht zu bemerken glauben: dann, Geliebter! laſs uns an den bewachſenen Stein am Ufer denken. Laſs uns denken, daſs das Geſetz, nach welchem ſich die Pflanzenwelt vervollkommnet, dasſelbe iſt, nach welchem die Menſchheit auf höhere Stufen der Veredelung empor ſteigt, und mit frohem dankbaren Gefühl in den Jahrbüchern der Geſchichte bemerken, daſs unſer Brudergeſchlecht aus jeder ſchreckli-

chen Erſchütterung ſchöner wieder hervorgieng. Roms ungeheure Laſter unterwarfen das entartete Geſchlecht dem Joche unverdorbener Barbaren, deren rohe Tugenden durch die Lehren des Chriſtenthums veredelt, nie wieder bis zu jenen Greueln herabſanken. In den finſtern Zeiten des Fauſtrechts entſtanden blühende Städte, ein ſchönerer Morgen der Wiſſenſchaften brach endlich nach jener langen Nacht an, und wir müſſen geſtehen, daſs wir auf einer höheren Stufe ſtehen, als alle verfloſſenen Jahrhunderte. Aber wie die erſten Pflanzen auf dem Steine verwelken muſsten, damit ſich immer edlere Keime und zuletzt ein Baum entwickeln konnte: ſo muſsten auch traurige Erſchütterungen vorhergehen, um dem Guten die Verhältniſſe, unter denen allein es gedeihen konnte, zu bereiten, und das Menſchengeſchlecht nach tauſend Verirrungen für das

Geſchenk der Vorſicht empfänglich zu machen. Das Unglück vergangener Zeiten lehrte die künftigen weiſe ſeyn, und alle Künſte und Kenntniſſe, ja ſelbſt die meiſten unſerer Tugenden ſind Kinder der Noth und der Gefahren. So laſs uns hoffen, daſs es auch künftig ſeyn werde, und daſs die Vorſicht der gequälten Menſchheit einen Zuſtand von Ordnung und Sittlichkeit beſtimmt habe, den ſie mit allem gegenwärtigen Elende nicht zu theuer erkauft.

XXVI.

Das Wäldchen.

Nimm mich auf in deine Schatten, hoher ſchützender Ahornhain! Der Sturmwind brauſet durch die Obſtbäume des Gartens, die ihm keinen Widerſtand zu leiſten vermögen, fährt ſauſend über die Blumenbeeten hin, und ſchüttelt ihren bunten Staub unbarmherzig auf die Erde. Ein unruhiger Aufenthalt! gleich unangenehm wenn die Sonne des Mittags ſengende Strahlen verbreitet, vor denen kein Schatten ſchützt, und wenn ein ſtürmiſcher Weſtwind auf naſſen Fittichen durch die Fluren brauſet, wo dann kein dicht belaubter Baum den Wanderer bedeckt. Aber hier, welcher Un-

schied! Unter diesem Laubgewölbe herrscht eine grüne Nacht, die kein Sonnenstrahl durchblickt, kein Sturm beunruhigt; am heissen Mittag findet der Ermüdete hier kühle Schatten, und sanft säuselnde Lüfte, und wenn ein Sturm sich erhebt, wandelt er unbesorgt in den luftigen Säulengängen der Bäume, und fühlt wenig von der Gewalt des Windes, der nur in den höchsten Wipfeln tobt.

So wandelt der wahre Weise still und sicher in der schützenden Verborgenheit eines einfachen anspruchlosen Lebens, das ihn dem täuschenden Schimmer des falschen Glückes entzieht, und wenn die Stürme des Schicksals drohen, ihn freundlich in seinen Schatten nimmt. Zufrieden mit seinem mäfsigen Loose läfst er die sogenannten Glücklichen auf der offnen Strasse des Ruhms, und des äufseren Schimmers

wandeln, wo ſie von Vielen bemerkt, und beynahe von eben ſo Vielen beneidet und getadelt werden, wo ſie in dem blendenden Glanze immer ihre Ruhe, oft auch ihre Tugend verlieren, und wenn ſich die Stürme des Unglücks erheben, ohne Schutz und Rettung auf dem offenen Pfade irren, indeſs ihn ſeine glückliche Verborgenheit allen dieſen Unfällen entzieht.

XXVII.

Der Garten im November.

Komm in den Garten, Freundinn! sieh, auch die winterliche Gegend ist schön, und es fehlt der schlummernden Natur nicht an eigenen Reizen. Zwar schmückt kein Gras, keine Blume mehr den Boden, die Quelle rauscht nicht mehr durchs Gebüsche, und kein kühlender Zephyr wühlt in dichtbelaubten Ästen. Aber dennoch grünet hier und dort ein zitterndes Moosfäserchen, oder die immer frischen Mistelbüsche, die an den Zweigen der Eiche schwanken. Die blätterlosen Bäume strecken ihre kahlen Arme in die dunkelblaue Luft empor, und entziehen uns den Anblick des Himmels

nicht mehr, und der ſilbernen Wölkchen, die durch den reinen Äther ſegeln. Ungehindert dringt der erquickende Strahl der Winterſonne durch die kleinſten Zwiſchenräume; und durch die Büſche, die ſonſt dem forſchenden Blicke wehrten, erblickt man jetzt die geſchlungenen Pfade, die ſich in angenehmer Regelloſigkeit durch das Wäldchen winden; dort die Brücke und die Urne im Schooſse des Thals, hier die einſame Hütte und den Fels, aus dem ſonſt die Quelle ſprudelt; und wie der ſchmale Pfad, ein gemeinſames Band, von einem zum andern läuft, und alle freundſchaftlich verbindet. Deutlich liegt das Alles vor unſeren Augen, man könnte den Plan aufzeichnen, und dieſs ungewohnte klare Anſchauen gewährt ein beſonderes Vergnügen.

— Möchte die gütige Vorſicht, o meine Geliebte, einſt unſer Alter dieſer Winter-

gegend gleichen laſſen! Wenn der Sonnenſtrahl der Jugend verglühet hat, und nur ſeltne Schimmer unſere Tage erhellen; wenn Zeit und Erfahrung die meiſten Blumen unſerer Freuden abgeſtreift haben, kein heiſſes Gefühl mehr unſer Herz raſch bewegt, keine glühende Leidenſchaft die Keime unſeres Geiſtes entwickelt und reift, und ſelbſt die ſüſse Gefährtinn unſerer einſamen Stunden, die liebliche Schöpferinn Phantaſie allmählich den Fittich ſenkt: auch dann noch können wir glücklich ſeyn, wenn wir nur des Glückes empfänglich bleiben. Manche Freude blühet noch im Alter, und manche frohe Empfindung belebt noch das Herz des Greiſen. Wenn kein raſches Gefühl uns mehr beſeligt, ſo raubt es uns auch unſere beſſere Beſinnung nicht mehr, und mit der belebenden Wärme der Leidenſchaften ſind auch ihre Stürme verſchwunden, die oft jugendliche Gemüther empö-

ren, und die Vernunft verdunkeln. Kein Leichtſinn, keine Unachtſamkeit reiſst uns unwillkührlich zum Böſen hin. Der reine erquickende Strahl der Vernnnft dringt ungehindert in jede Tiefe unſerer Seele, erhellt jedes Verhältniſs, klärt jede dunkle Vorſtellung auf. Dann liegt offen und klar der Gang unſerer Schickſale, die Begebenheiten unſerer jugendlichen Tage vor uns— und o wie ganz verſchieden wird uns manches Ereigniſs dann erſcheinen! Wir werden ſehen, wie Eines zum anderen führte, Eines um des Anderen willen geſchehen muſste, wie Manches, das wir einſt beſeufzten, ſpäterhin zu Segen und Wohlthat ward, und die Vorſicht dankbar für ihre Führung preiſen, deren klares Anſchauen unſeren beruhigten Seelen unausſprechliches Vergnügen gewährt.

XXVIII.

Der entblätterte Baum.

An meinen Bruder.

Da flattern die welken Blätter von den Bäumen herab ; nur ſelten zittert noch eins an den äuſserſten Spitzen der Zweige, und das Auge blickt ungehindert durch die kahlen Äſte zum trüben Herbſthimmel empor. Welche Veränderung! Weit umher verbreitet liegen die blaſſen welken Blätter, einſt die Zierde des Baums, und mein Fuſs rauſcht achtlos durch ſie hin! Wo ſind die dunklen prächtigen Laubgewölbe? die leichten Schatten, die der Sonnenſtrahl tauſendfach ändernd auf den Roſenteppich ſtreute? die ſchönen glänzenden Blätter, die mir ſo oft Erquickung zufäuſelten? Manche riſs

ſchon im Sommer ein Gewitterſturm noch friſch und grünend vom mütterlichen Zweige; Manche, die ſich miteinander entfalteten und miteinander wuchſen, trennte eine pflückende Hand; die Meiſten wehte der kalte Herbſthauch herab, und nur Wenige bleiben einſam von allen denen übrig, die einſt mit ihnen grünten, und erwarten den Windſtoſs, der ſie mit ihren Gefährten vereinigen wird. Wozu hat wohl die Natur jeden Frühling eine ſo unzählbare Menge von Blättern hervorgebracht? wozu nährte ſie ſie mit den reichen Säften des Baumes? Iſt es ihre ganze Beſtimmung, ihr edelſter Zweck, ſich zu entfalten, früh oder ſpät zu welken, und dann die fruchtbare Erde am Fuſse des Baumes zu mehren, bis im künftigen Frühling ein neues Geſchlecht dieſelbe Periode durchläuft und eben ſo zu Grunde geht? Nein, die Blätter ſind zu etwas Beſſerem beſtimmt; aber nicht ſie

ſelbſt, nur der Baum und ſeine Erhaltung ſind der Zweck ihres Daſeyns. Er dauert fort, wenn auch jeden Herbſt Myriaden Blätter verwelken, um ſeinetwillen ſind ſie aus den Zweigen geboren worden, ſie halten die Sonnengluth von ſeinem Stamme ab, ſaugen bey Tag die Luft, am Abend den wohlthätigen Thau ein, ſchützen die werdenden Früchte vor Regen, Hitze und Sturm, und erfüllen, wie ſpät oder bald ſie welken, ihre Beſtimmung, wenn ſie das Wohl des Baumes befördern.

Rufe, geliebter Bruder, dir dieſes Bild zurück wenn bey eigenem oder fremden Unglück, die ſtolze Hoffnung, die manche Philoſophen uns machen, daſs Glückſeligkeit der Zweck unſeres Daſeyns ſey, mit den Einrichtungen in der phyſiſchen und moraliſchen Welt ſo offenbar zu ſtreiten ſcheinet. Hier verſchlingt ein Erdbeben thür-

mende Städte mit allen Taufenden ihrer Bewohner; dort bluten und fallen ungezählte Schaaren im Getümmel der Feldſchlacht; mitten in die Kreiſe glücklicher Familien greift die kalte Hand des Todes und hohlt ihr Opfer aus den umſchlingenden Armen, und von den klopfenden Herzen der armen Verlaſſenen; Verhältniſſe oder gebietheriſche Pflichten trennen zwey Seelen, die ſich einander Alles und ohne einander Nichts ſind — und um alles dieſes Jammers, um aller Thränen und Seufzer willen ſtockt dennoch kein Rad an der groſsen Maſchine, alles geht ungerührt und unaufhaltſam ſeinen Gang fort, und das blutende Herz muſs ſelbſt mitwirken und treiben helfen, wenn es keine unnütze Laſt der Geſellſchaft ſeyn will. Was kann den Unglücklichen wohl beſſer beruhigen als der ſchmerzliche, aber groſse Gedanke, daſs des Einzelnen Glück nicht ſeine

Beſtimmung ſey, daſs auch wir uns entfalten, grünen und welken, wie die Blätter am Baume, und nur die Menſchheit, ihr Wohl, ihre Vervollkommung, der eigentliche Zweck unſeres Daſeyns iſt. Sie beſteht, ſie ſchreitet fort, wenn gleich Generation auf Generation vergeht, und unſere Beſtimmung iſt erfüllt, wenn wir unſer beſchiedenes Theil zum Wohl des Ganzen beygetragen haben. Mögen wir dann früh oder ſpät welken, wir haben lange gelebt, wenn wir nützlich gelebt haben, und in einer beſſeren Welt wird ſich unſern geöffneten Augen das ſchöne Ziel in reinem Glanze zeigen, das die Vorſicht unſeren Bemühungen hiernieden anwies, und unſere Tugenden erreicht haben.

XXIX.

Der Winterabend.

Der trübe, traurige Tag neigt ſich zu Ende. Dort hinter jenen Gebirgen, deren umflorte Gipfel ſich nicht vom nebeligen Himmel unterſcheiden, verſchwand die Sonne nach einem kurzen Laufe. Nur wenige Stunden hatte ſie in freundlicher Klarheit geſtrahlt, und wohlthätig die ſchneidende Luft erwärmt, als auf die niedrige Höhe des Wintermittags neidiſche Nebel heraufzogen, und ſie in ihren düſtern Schooſs verſank. Wenn werden wir ſie wieder ſehen? wenn werden ihre milden Strahlen die traurigen Stunden erheitern, und in der gern getäuſchten Seele eine ſchwache

Erinnerung des Sommers hervor rufen? Ohne Spur ist sie verschwunden, nicht einmal ein röthlicher Duft unterbricht das einförmige Grau, und zeigt uns die Stelle ihres Scheidens. Die Nacht kömmt schnell mit ihren cimmerischen Finsternissen, und herrscht in ununterbrochener Stille die langen Stunden durch. Dann erwacht spät und zögernd ein zweifelhafter Morgenschimmer; aber sie selbst die geliebte Sonne erheitert erst lange darnach, vielleicht gar nicht den finstern Decembertag.

Wie so ganz anders war es in den schönen Zeiten des Frühlings, wo die Sonne den ganzen Tag ungetrübt am Himmel thronte, und jedes Geschöpf sich in ihren belebenden Strahlen freute! Die Gewitterwolke, die uns ihren Anblick auf kurze Zeit entzog, wich bald ihrem allmächtigen Strahl, und die sanfte Kühle, die kurze Dunkelheit machte ihr schönes Licht, wenn

es wieder ſiegend aus den Wolken hervor brach, doppelt angenehm. Wenn ſie dann ſpät am Abend in brennendes Gold und Purpur verſank, und glühende Wolken den abendlichen Himmel erleuchteten: dann feyerte die ſtille Natur ehrfurchtsvoll ihren Abſchied. Nie wich ihr erfreuliches Licht ganz von dem verdunkelten Erdkreis; ſelbſt wenn die Mitternacht mit allen ihren Sternen am Himmel herrſchte, ſchimmerte noch ein heller Streif am weſtlichen Gebirg, ein ſüſses Unterpfand von der Nähe des ſtrahlenden Geſtirns, eine ſtille Verſicherung des nahen Wiederſehens. Bald fieng es im Oſt an zu dämmern; der Morgenſtern funkelte hell in dem weiſslichen Schimmer, und es erhob ſich die Königinn des Tages ſchöner und leuchtender aus dem dunkeln Schooſse des Meeres.

So herrſcht im Frühling der Jahre die

Freude ungeſtört und allmächtig in unſeren Gemüthern. Unbekannt mit tauſend Übeln, unbekümmert um die nächſte Stunde, unumſtrickt von den mannichfachen Verhältniſſen des Lebens ſchwebt das junge Geſchöpf immer frey, immer glücklich in der belebenden Heitre. Wenn auch zuweilen ein kleiner Unfall, oder eine heftigere Leidenſchaft den klaren Himmel des leicht bewegten Herzens trübt: ſo weicht die düſtere Wolke bald der ſiegenden Gewalt der Freude, die ſchöner wieder in die beruhigte Seele zurück kehrt. Nie verſchwindet ſie ganz aus dem jugendlichen Gemüthe. Wenn ihr ſtrahlender Schimmer auf eine Zeit lang ſich verbirgt: ſo bleibt die tröſtende Hoffnung zurück, ſelbſt der Schmerz wird zur ſüſsen Wehmuth, und bald, wie die Frühlingsſonne nach kurzen Nächten, erhebt ſich die Freude im Roſengewölk.

Aber nicht ſo in ſpäteren Jahren. Immer früher geht die Sonne unter; immer ſpäter wacht ſie auf. Lang ſind die Zwiſchenräume, die dann unſere frohen Augenblicke trennen. Die Stürme, die ſich in dem ernſteren Gemüthe erheben, weichen nicht mehr ſo leicht dem Eindrucke der Fröhlichkeit, und immer ſchwächer, immer ohnmächtiger kämpft der ſinkende Frohſinn gegen die wachſenden Unfälle und Leiden. Jede trübe Stunde läſst eine dunkle Spur in der ſchwer vergeſſenden Seele, und mancher Tag vergeht, ohne daſs wir einen beſeligenden Strahl der Freude geſehen hätten. Spät im Alter erhellt ihr Sonnenſchimmer nur ſparſam die trüben Tage; ſie erſcheint ſelten, und verweilt nur Augenblicke, bis ſie uns endlich in einer beſſeren Welt wieder aufgeht, um nie wieder zu verſchwinden.

XXX.

Die Morgenſtunde.

Hier unter dieſes hohe Laubgewölbe wollen wir uns ſetzen, meine Liebe! hier wo die Morgenſonne durch die Blätter funkelt, und tauſend rege Mücken in ihrem Strahle tanzen. Welche Bewegung, welches Leben rings umher! Hier ſchlüpfen die Vögel durch's junge Laub, und ſcherzen und jagen ſich in den grünen Irrgängen; von weitem her tönen die Glocken des friedlichen Dorfes, die Schellen der Heerde, das Gebelle der wachſamen Hunde. Hier rauſcht es im Graſe von den tauſenderley Käfern, und Fliegen, die es in unendlich mannigfaltigen Geſtalten bewohnen;

dort wimmelt in der furchigen Rinde des Apfelbaums eine Schaar behaarter Räupchen, die so eben den Eyern entschlüpft sind, und o! wer kennt, wer sieht die Welten von belebten Geschöpfen, die ein Wassertropfe fasst, ein Fusstritt des unachtsamen Menschen zerstört? diese unendlich kleinen Wesen, dennoch mit allen zum frohen Lebensgenusse nöthigen Werkzeugen versehen! So weit das Auge, das Ohr des Menschen reicht, ist nicht der kleinste Raum unbewohnet. Alles regt, Alles bewegt sich, lauter Leben rings umher, von der ersten dunkeln Entwickelung des Gefühls in der Sinnpflanze oder dem Polypen, durch eine ununterbrochene Wesenleiter, bis zu der erhabenen Stufe, die der vernünftige Mensch einnimmt.

Und glaubst du wohl, dass diese Leiter hier ein Ende hat, die wunderbare Kette

hier reifset, und keine ftufenweife fort-
fchreitenden Wefen den unendlichen Raum
zwifchen dem Menfchen und dem Schöpfer
ausfüllen? Weiche nicht von mir, tröften-
der Gedanke! der mich oft in einfamen
Stunden der Weihe befucht, Gedanke von
dem Dafeyn und der Nähe erhabnerer
Wefen, als ich bin. Das Gefetz der Ste-
tigkeit, das der aufmerkfame Forfcher
überall aufzufinden ftrebt, das wie ein lei-
tender Faden durch's Labyrinth der Natur
von Wefen zu Wefen, von Art zu Art,
von Gattung zu Gattung führt, und ihm
überall die Spuren der waltenden Gottheit
zeigt; diefes Gefetz heifst mich glauben,
dafs höhere Wefen um mich find, wenn
gleich mein Auge fie nicht fehen kann.
Die Vernunft läfst mich auf ihre Anwe-
fenheit fchliefsen, und ein inneres Gefühl
beftätiget fie mir. Von der Seele des Men-
fchen gehen die Glieder der grofsen Kette

fort; unendlich verſchieden an Reinheit und Vollkommenheit, an Wirkungskreiſen und Pflichten, die ihr Schöpfer ihnen angewieſen hat, vermuthlich auch unendlich verſchieden an der Art der Hüllen, die ſie umgeben; bis ſie immer reiner und geiſtiger ſich dem Urquell aller Vollkommenheit nahen, ſo weit Geſchaffene ihm nahen können. Sie ſind um uns, ſie bewohnen die Räume, die unſern blöden Augen leer zu ſeyn ſcheinen, ungehindert von irdiſchen Banden, lieſt ihr Geiſt vielleicht unmittelbar in unſeren Seelen, ſie kennen vielleicht jeden unſerer Gedanken, jede Empfindung, jede leiſe Regung des Herzens. Erhebende Vermuthung! Schönes, beſeligendes Gefühl! Laſs' es uns, meine Freundinn! immer zur ſtrengſten Selbſtbeobachtung begeiſtern! Unſchuldig und tadellos ſey unſer Wandel vor dieſen unſichtbaren Zeugen; der Gedanke an ihre Gegen-

wart verlaſſe uns nie, und wache mit ernſter Strenge über jede unſerer Empfindungen. Dann wenn das ſtille Herz uns das Zeugnifs giebt, dafs wir ihrer nicht unwürdig ſind, dann wird in einſamen Stunden, wenn die Seele von ſinnlichen Eindrücken ungeſtört, ſich ihrer ſelbſt und ihrer Empfindungen lebhafter bewufst iſt, der Gedanke an den Beyfall der unſichtbaren Zeugen unſere frommen Bemühungen lohnen, und uns mit heiliger Freude fühlen laſſen, dafs wir in der Gegenwart erhabener Weſen wändeln.

Inhalt.

	Seite
Die Blüthen im Frühlinge.	9
Der Sturmwind.	14
Der Pappelbaum.	16
Das Vergiſsmeinnicht.	20
Das Thal.	23
Das Hänflingsneſt.	26
Der Gemüſegarten.	33
Die Allee.	37
Die Salbey.	41
Die ausländiſchen Gewächſe.	45
Der ſterbende Schmetterling.	50
Die Johanniskäfer.	54
Die Obſtkerne.	59
Die Tannen.	63
Der Laubengang.	66
Die Weidenbäume.	70
Die eingeimpften Bäume.	74
Die Morgennebel.	78

	Seite
Die Pflanzen im Schatten.	81
Die Herbſtgegend.	86
Der Berggipfel.	91
Der Garten im September.	94
Das Gartenbeet.	99
Der Herbſtwind.	103
Der bewachſene Stein. An meinen Gemahl.	108
Das Wäldchen.	113
Der Garten im November.	116
Der entblätterte Baum. An meinen Bruder.	120
Der Winterabend.	125
Die Morgenſtunde.	130

Verbeſſerungen.

S.8. Z.1. ſtatt Belehrung: ſoll h.Beruhigung.
S.30. Z.5. — der Weiber — des Weibes.
S.72. Z.6. — ſeinem Sturze — ſeiner Verſtümmelung.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pichler, Caroline,

Gleichnisse

Wien 1800

P.o.germ. 2078 w
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10129902-9
VD18 15328651